

Antigone – Drachenkind

Teil I Die Mutter

Hera

„Du hast es wieder getan, Antigone!“
 „Herrin, ich ...“
 „Lüg mich nicht an.“
 „Ich habe nur auf den Stufen gegessen, Herrin ...“
 „Auf den Stufen von Apollons Palast.“

Hera hat mich zu sich in den Pfauenturm rufen lassen. Sie sitzt auf dem Thron vor ihrem Lieblingsfenster und nur ihr Sohn, der Sänger, ist bei ihr. Hera hat Augen, die alles sehen, hell und klar, die allem auf den Grund schauen und auch tief in meine vielfach verletzte Seele hinein. „Ich schätze deinen Eigensinn“, sagt Hera und lächelt ernst, wie nur sie es kann. „Sonst hätte ich dir auch die Stufen von Apollons Palast längst verboten. Und doch musst du lernen, dass auch dem Trotz ein Maß gesetzt ist. Er wird dir zerbrechen, wenn du ihn weiterhin blind gegen dich und gegen andere richtest. Oder aber: Er zerbricht ... *dich*.“

Es geschieht oft, dass die Königin spricht, was ich nicht verstehe. Meistens aber bekommt es im Nachhinein Sinn. „Daher befehle ich dir“, fährt sie fort und ich horche auf, „dass du ein Ende machst, Antigone, so oder so: Geh nie wieder zu Apollons Palast oder tritt ein und stelle den Gott zur Rede, bis du alles weißt, was du erfahren musst.“ „Herrin“, flüstere ich und nehme an, dass ich sehr blass geworden bin, „ich fürchte mich zu Tode.“ „Dein Name ist Andreaia“, sagt sie barsch, erhebt sich und ich weiß, dass das Gespräch zu Ende ist.

Der Sänger sieht mir mitleidig nach, als ich rückwärts den Raum und den Pfauenturm verlasse. Er könnte mir wohl helfen. Aber ich weiß, er wird es nicht tun, solange er annehmen muss, dass es seiner Mutter missfiele. So bin ich auf mich gestellt. Wie schon immer.

Apollon

Phoibos Apollon ist der Herr des Lichts und der Weisheit. Sein Palast liegt abseits der Burg, abgesondert, ein wenig entlegen – doch nicht entlegen genug, dass ich, wie die Herrin befiehlt, auf ewig fernbleiben könnte. Ich weiß, dass ich es nicht über mich bringe. Und sie weiß es auch.

Also habe ich nur die zweite Wahl. Vor Apollon hinzutreten und ihn nach dem Orakel zu fragen. Nichts wünsche ich inniger. Nichts fürchte ich heftiger. Vielleicht ist er nicht da, denke ich auf der ersten Stufe vor dem goldenen Doppelflügelportal. Vielleicht hat er Besuch, sage ich mir auf der zweiten. Er hasst die Erinnerung an meinen Vater. Er wird sich weigern, mit mir zu sprechen. Das klingt wahrscheinlich genug, um mir für die letzten Stufen Kraft zu geben und für den Schritt über die Schwelle.

Apollons Thronsaal ist wohl der prunkvollste auf dem gesamten Olymp. In den Farben der Himmelslichter, silbern und von rotem und gelbem Gold, sind Wände und Decke mit Ornamenten und Bildern reichlich bemalt. Der Boden ist aus spiegelndem Edelholzparkett und die Tische ringsum zeigen als Einlegearbeiten die Karten des Himmels und der Erde. Der Sonnenthrone steht mitten im Saal auf einem drei Stufen hohen mit Purpur verkleideten Podest. Wenn der Gott seinen Lichtkranz abnimmt, hängt er ihn über die rechte Ecke der hohen gepolsterten Rückenlehne.

Nymphen und Waldgeister, allesamt Kinder oder Geliebte des unverheirateten Gottes, laufen lautlos und geschäftig umher. Ich erkenne nicht, was sie tun und warum, doch ohne Zweifel wirken sie eifrig.

Apollon ist da. Er sitzt auf dem Thron und stimmt seine Lyra. Und kein Besucher steht auf den Stufen. Solange der Gott den Kopf geneigt hält, fließt ihm sein langes silbernes Haar ebenso um die Schultern wie sein gleichfarbiger Umhang. Dann blickt er auf und ich sehe sein helles Gesicht, zeitlos und ohne Makel, jedoch – wenn ihr mich fragt – auch ohne besondere Reize.

Ich bleibe vor der untersten Stufe des Thronpodests stehen und knickse verlegen. Diener gelten nicht viel in der Rangordnung des Olymp. Und Dienerinnen noch weniger. Dass ich damit im Allgemeinen zurecht komme, liegt wohl daran, dass es in Theben noch schlimmer war. Außerdem liegt es an Heras zweiter Dienerin, Charis, die dafür sorgt, dass im Umfeld der Königin jeder sein Gesicht wahren kann.

„Andreia, nicht wahr?“, sagt Apollon mit mildem Interesse. „Heras vierte Dienerin.“ „Ihre dritte, Herr“, verbessere ich unbedacht. „Ihre dritte.“ Apollon lächelt spöttisch. „Und in der Tat: der Trotz in Person.“ „Verzeihung, Herr“, sage ich rasch. Er winkt lässig. „Sage mir lieber deinen Auftrag!“, befiehlt er. Da fühle ich mich gekränkt. Muss ich einen Auftrag haben, um vor Apollon zu erscheinen? Kann ich nicht in eigener Sache zu ihm kommen?

„Die Herrin hat mir befohlen, Ihnen meinen ersten Namen zu nennen, Herr“, sage ich steif. „Bei Hades!“ Er beugt sich vor. „Du machst es spannend.“ „Ich bin Antigone, Herr“, sage ich. „Die Tochter des Oidipous.“ Seine silbergoldene Aura flackert. „Komm näher“, sagt er. Er beobachtet mich, während ich zögernd die Stufen des Thronpodests hinaufsteige. Ich weiß, was er tun wird, und ich hasse ihn dafür. Er hebt die Hände und fasst in mein Haar.

Ich verberge mein Gesicht gern hinter den Fluten meines störrischen rötlichen Haars. Ich schneide es nie und flechte es nie. Als Schleier ist es mir gerade recht. Doch jeder Mann, der mich je angesehen hat, sei es ein Gott oder ein Heros, hat mir das Haar aus dem Gesicht gestrichen und mich, ohne auch nur zu fragen, meiner Deckung beraubt. Offen liegen sie dann zutage: die Narben der langen Krankheit, die Verbrennungen auf Schläfen und Stirn und der Makel, dass die Nase einmal gebrochen war.

Schlimmer wäre es nicht, wenn man mir alle Kleider vom Leib risse. Doch kommt es noch härter. Wer gesehen hat, was er nicht sehen soll, lässt das Haar hastig fallen und wendet sich ab. Dann könnte ich ihn ermorden. (Nur einmal war es anders ... Aber an Meny will ich nicht denken.)

Phoibos Apollon dreht mein Haar in den Händen, bis es ein dicker Zopf ist. Dann nimmt er ihn in die Rechte und streicht mir mit der Linken sacht über Augen und Wangen. „Ich sehe, dass du Antigone bist“, sagt er leise. Dann zieht er mich noch näher an sich heran und gibt mir einen Kuss auf den Mund. Damit habe ich nicht gerechnet. Mit vielem. Nicht damit. Ich weiß, dass Apollon rasch entflammt. *Er liebt schöne Frauen.* Ich aber bin ... hässlich genug.

Ich weiche zurück, mit gegen ihn ausgestreckten Armen. Ich vergesse vor Schreck die purpurbezogenen Stufen. Ich stolpere. Falle. Dann renne ich. Ich weiß, dass Dienerinnen sich anders verhalten. Und Nymphen. Auch die Töchter von Heroen. Aber ich laufe davon. Ich kann nicht anders. Und ich kann auch nicht hoffen, dass es mir nützt.

Artemis

Bevor der Gott des Lichts und der Weisheit mich einholt und in seine Arme zwingt, stoße ich auf die Einzige (abgesehen von meiner Herrin), die helfen kann. Artemis, die Göttin der Jagd und Apollons Zwillingschwester, hat schon so manches Mädchen in ihren Schutz genommen, das die allzu große Nähe der Männer scheute.

Ich treffe die jugendliche Göttin – wie stets in Stiefeln, Hosen, Hemd und Hut – auf den Stufen des Palasts. Das heißt: Ich treffe sie nicht – ich laufe in sie hinein. Als ich demzufolge erneut stolpere und falle, sieht es beinahe so aus, als ob ich mich flehend vor ihr zu Boden werfe. „Herrin, ich möchte nicht ... dass Apollon mich küsst“, stammele ich. Sie lächelt und sagt: „Das kann ich gut verstehen.“

„Ich nicht“, sagt Apoll, der mir, ohne dass ich es wusste, bereits dicht auf den Fersen war. Er ist zornig. Ich höre es an seiner Stimme, und obwohl er in meinem Rücken steht, sehe ich es auch an den silbergoldenen Funken, die ringsum durch die Aura stieben. „Sie ist eine Dienerin, Artemis“, sagt er. „Du weißt: Sie darf nicht einfach davonlaufen.“ Die Göttin zieht mich auf die Füße und hält mich am Arm. „Du hättest sie fragen sollen, bevor du sie küsst“, meint sie ruhig.

„Wozu?“, gibt Apollon zurück. „Ich weiß, was sie antwortet. Denn sie ist Andreia.“ Artemis schüttelt sich vor Ärger. „Männer wie dich, Bruder, sollte es längst nicht mehr geben!“, ruft sie empört. Obwohl ich nicht wage, offen aufzublicken, bemerke ich, wie Artemis und Apollon ihre Blicke ineinander verhaken. Keiner von beiden gibt nach. „Das ist Antigone“, zischt Apollon schließlich.

„Antigone?“ Artemis wirft mir einen raschen, neugierigen Blick zu, sieht aber auch nicht mehr als nur mein Haar. „Bruder“, sagt sie dann, „so hättest du erst recht allen Grund, besonders achtsam zu sein.“ Sie wendet sich ab und nimmt mich mit, die Stufen hinab und fort von Apoll. „Schwester, mir schien doch: Du wolltest zu mir?“, ruft Apollon ihr verblüfft hinterher. „Ich lade dich ein“, sagt Artemis über die Schulter. „Komm später zu mir. Dann sprechen wir über ... Theben.“

Nymphen

„Sag schon! Wer war es?“ Neugierig schauen die Mädchen in mein Gesicht. Sie haben mich umringt, sobald Artemis mich im Jagdzimmer allein gelassen hat.

Die Göttin Artemis hat ein Schlösschen mitten im Wald, umgeben von einem weiten Park mit Wildgehegen und Vogelvolieren. Den Mittelpunkt des verwinkelten Baus mit vielen Türmen und Erkern bildet das Jagdzimmer, ein großer, rustikal eingerichteter Raum, Holz und Leder und ein offener Kamin.

„Ich suche jemanden, der Musik machen kann“, hat Artemis gesagt und ist davongeeilt. Nun stehe ich da und lasse mich von den Mädchen bestürmen. „Was wollt ihr?“, frage ich ablehnend. Keine von ihnen ist mehr als ich. Ich muss nicht höflich sein. „Wenn die Herrin ein Mädchen hierher bringt, das nicht hässlich ist wie eine Erinye“, sagt ein Mädchen mit braunen Locken, das aussieht, als sei es schwanger, „dann ist sie, ohne es zu wollen, einem

Gott in die Arme gelaufen.“ Sie streckt mir die Hand entgegen. „Ich heiße Kallisto“, sagt sie. „Und du?“ Die anderen sind weniger rücksichtsvoll. Genau wie die Männer erforschen sie mein Gesicht und eine betastet sogar meinen Leib, um zu sehen, ob ich schwanger bin. „Wenn er dir schon ... dein *Geheimnis* ... geraubt hat“, sagt eine Baumnymphe, deren Haut und Augen grünlich schimmern, „dann kannst du auch bei Herrin Artemis nicht länger bleiben, als bis sie einen sicheren Platz für dich gefunden hat. Die Herrin mag keine schwangeren Frauen.“ Kallisto wendet sich traurig ab und zieht einen Schleier über Haar und Schultern.

„Nein“, sage ich, „ich bin nicht schwanger. Aber mein Geheimnis ... habe ich schon lange verloren. Nicht hier. Unter *Sterblichen*.“ (Meny hätte ich mein Geheimnis damals gern geschenkt, denke ich. Aber es war zu spät. Wie so oft und in allem zu spät ...) „Du musst es erzählen!“, ruft eine blau schillernde Quellnymphe drängend. „Alle, die hierher kommen, müssen ihre Geschichte erzählen.“

„Sonst spielen wir Erinyen mit dir, bis du redest“, sagt eine zweite, die ihre Zwillingsschwester sein könnte. Auf einmal schwingen die beiden lederne Geißeln, in deren lange Schnüre Edelsteinsplitter eingeknotet sind. Ich fahre herum und stemme die Hände in die Hüften. „Mit mir ...“, sage ich leise und drohend, „spielt ... keiner!“ Bei Hades und Persephone! Wenn mein Leben mich irgendetwas gelehrt hat, dann das! Erlaube den anderen nicht, dich zu benutzen. Du gehörst dir, dir allein!

Die eine der beiden Geißeln ist in meiner Hand, bevor das Mädchen weiß, was ich vorhabe. Ich schleudere sie angeekelt in eine Ecke. Um die andere muss ich kämpfen. Das Mädchen hält fest und schlägt, als ich angreife, um sich. Ihre Schwester springt mich von hinten an. Sie sind Töchter des Wassers – mit allen seinen Eigenschaften. Unter meinen Händen verändern sie sich, sie entwinden sich, werden schlüpfrig und unfassbar, sie zerlaufen in den Fingern und rinnen davon. Die Geißel trifft mich wieder und wieder. Aber sie ist weich wie Seide. Sie verletzt nicht die Haut und ihr Schlag ist wie ein lindernder Windhauch.

Doch dann packt mich eine harte Hand im Nacken. Ich werde den Mädchen entrissen und zu Boden gedrückt. „Dankst du mir so meine Gastfreundschaft, Andreia?“ Die anderen Mädchen weichen scheu zurück und bilden einen weiten Kreis. Artemis selbst ist gekommen und hat den Kampf unterbrochen.

Ich blicke zu Boden und ahne nur, dass die Göttin die anderen mit einer Handbewegung aus dem Raum scheidet. „Herrin, es war nicht Andreias Schuld“, sagt auf einmal die ernste Stimme von Kallisto. Ich sehe überrascht auf. Das von Zeus selbst schwangere Mädchen ist als Einziges zurückgeblieben. Sie schiebt ihren Schleier zurück und tritt näher. „Lili und Sinis haben ihr gedroht.“

„Hiermit?“, fragt die Göttin spöttisch und hebt den freien Arm. Ich sehe, dass sie eine der Geißeln in der Hand hat. „Ich lasse mich nicht schlagen“, sage ich laut. „Dummes Ding!“, sagt Artemis, lässt mich mit einem Ruck los und wirft die Peitsche vor mich hin. „Sie wollten wirklich nur spielen, Andreia“, flüstert Kallisto mir zu.

Sie hockt sich vor mich und streicht mit den Fingern vorsichtig über die geknotete Schnur. Da sehe ich es auch: Die vermeintlichen Edelsteine sind kleine Blüten, die um ein seidenes Band gewunden sind. „Spielen ...“, sage ich leise. „Herrin, ich weiß nicht, was das ist ...“ „Deine Mutter hat es gewusst“, sagt die Göttin. „Eros wird davon erzählen.“

Iokaste

Die Mädchen der Artemis sind rasch zurückgekommen, als sich die Neuigkeit verbreitete: *Eros ist da!* Der verspielte Sohn der Aphrodite ist im Haus der jungfräulichen Jägerin.

In einem großen Kreis sitzen sie auf Artemis' rauem Schafwollteppich. Am Kamin steht der Thronessel der Göttin, zu ihren Füßen kauern Kallisto und ich. In der Mitte des Kreises aber, auf ähnliche Weise wie Apoll makellos – schön auf eine Art, die mich gleichgültig lässt –, sitzt auf einem Schemel der Liebesgott und hält seine Lyra im Arm. Er sieht niemanden von uns an. Warum sollte er? Er weiß, Artemis' Mädchen sind unberührbar für ihn.

„Fang an“, befiehlt Artemis. Eros spielt. Mit seinen Tönen webt er Muster und Farben. Bilder. Ich sehe Blütenranken aus glitzernden Steinen. Schillerndes Türkis und Sonnengelb, Rot wie das letzte Licht des Tages. Blau wie das Herz des Feuers. Und ein Mädchen, das tanzt. Alles an ihr tanzt. Sterne tanzen auf ihrem schwarzen Haar. In ihren dunkelgrünen Augen Funken. Auf ihrem Mund ein Lächeln. Ihr Körper ist in Schleier eingehüllt, die nach und nach verloren gehen. Das leichte Gewebe schwebt lautlos und bleibt in der Luft, bis einer der Zuschauer es glücklich erhascht.

Als meine Blicke den Bann besiegen, nur auf das tanzende Mädchen zu achten, erkenne ich, dass da ein Fest gefeiert wird. Alles, was ich sehe, ist mir fremd. Die Kleidung der Menschen, die Gerichte und Getränke, unter denen die Tische ächzen. Die Musik, die Bewegungen, das laute Lachen. Das Mädchen ist unter Männern allein.

Als die Musik jäh abbricht, ist die Tanzende reglos. Mitten in der Bewegung erstarrt sie – das Standbild einer Tänzerin. Die Männer treten näher und mich schaudert. Ich erwarte, dass sie sie anfassen. In ihr Haar greifen, ihr Gesicht prüfend betrachten. Aber ich muss mich nicht fürchten. Die Männer bilden einen Kreis und warten. Das Mädchen entspannt sich und dann beginnt es lächelnd, den Kreis der Männer abzuschreiten. Jedem von ihnen sieht sie ins Gesicht und jeder von ihnen macht eine kleine Verbeugung. Schließlich streckt sie die Hand nach einem der Männer aus. Er ist dunkel und schmal, und als sie mit ihm hinausgeht, sehe ich, dass er den linken Arm in der Schlinge trägt.

„Was soll das?“, frage ich unruhig, als Eros' Lyra bei einem ruhigen, leisen Zwischenspiel verweilt. „Warum geht sie mit ihm hinaus? Wozu hat sie ihn gewählt?“ „Uns sind diese Bilder ebenso fremd wie dir, Andreia“, sagt die Göttin. Ich sehe sie an und erkenne: Sie will, dass ich schweige. Das Spiel des Liebesgottes wird wieder lebhafter. Ich sehe zum zweiten Mal den Raum, das Fest und das Mädchen.

Der Mann, den sie gewählt hat, ist wieder unter den Zuschauern. Das Mädchen hat die Schleier neu arrangiert und sie tanzt einen anderen Tanz. Aber das Ende ist dasselbe. Die Musik erstirbt mitten in einem schnellen Lauf der Töne. Das Mädchen steht still. Und dann wählt sie. Diesmal wählt sie einen starken, lustigen Mann mit einer Augenklappe. Ich sehe dem Dunklen ins Gesicht. Er trinkt und lacht.

„Warum hat sie einen anderen gewählt?“, frage ich beim Zwischenspiel. „Mir ist das Verhalten des Mädchens ebenso unbegreiflich wie dir“, sagt die Göttin. Sie scheint zu zürnen. Aber nicht mir. Als der Liebesgott die dritte Strophe anstimmt, geht das Fest weiter.

Das Mädchen tanzt einen dritten Tanz und wählt einen dritten Mann. Er ist klein und rothaarig und der Dunkle und der Einäugige lachen gemeinsam, als das Paar den Raum verlässt.

Anstelle des Zwischenspiels lässt Eros unmittelbar die nächste Strophe beginnen. Er spielt sie schneller und lauter als die drei ersten.

Auch das Mädchen tanzt hastig und wild. Bevor sie zum Ende kommt, tritt ein Mann durch den Ring der Zuschauer, der anders ist als all die Fremden. Er ist schlicht und streng gekleidet und sein Mund ist eine starre gläserne Linie, die beim Lächeln oder Lachen zerbrechen müsste. Die anderen weichen zurück und machen ihm Platz. Seine Augen, kalt wie Quellwasser aus den Bergen, heften sich auf das tanzende Mädchen. Ich sehe, dass er will, dass sie aufhört. Er hasst den Tanz. Er hasst Bewegung. Er will, dass sie stehen bleibt. Aber die Musik treibt sie weiter. Schleier um Schleier fällt. Das Mädchen lächelt. Die Männer lachen. Nur er nicht.

Dann zieht er sein Schwert. Ich höre das scharfe, schleifende Geräusch, mit dem die Klinge aus der Scheide fährt. Als er die Waffe hebt, zerschneidet sie die Musik. Der Tanz ist zu Ende. Das Mädchen wendet sich um und steht vor dem Mann. Sie lächelt. Er legt ihr die Linke schwer in den Nacken. Sie lacht und macht eine rasche Wendung. Er packt sie wieder. Sie macht eine leise Bemerkung in einer Sprache, die ich nicht verstehe. Und sie schüttelt ihn ab.

Die Männer ringsum flüstern leise. Sie spüren, was dem Mädchen anscheinend entgeht. Wie die Spannung steigt. Als er zum dritten Mal zufasst, zuckt sie zusammen. Ärgerlich reißt sie sich los und beginnt ihren Weg im Kreis der Männer. Vor dem Dunklen, mit dem sie als Erstem hinausgegangen ist, bleibt sie stehen. Der Bewaffnete ist an ihrer Seite. Sie wirft ihm einen spöttischen Blick zu. Stellt sich auf die Zehenspitzen und küsst den Dunklen. Ein Schrei ertönt. Der Mann sinkt zu Boden. Das Schwert ist ihm ins Herz gedrungen.

Das Mädchen schüttelt den Kopf und geht weiter. Sie bleibt vor ihrem zweiten Erwählten stehen und küsst auch ihn. Wieder sticht der Bewaffnete zu und ein zweiter Mann liegt in seinem Blut.

Das Mädchen stampft mit dem Fuß auf und steht einen Augenblick lang still. Da tritt der Dritte von selbst auf sie zu, umarmt sie fest und küsst sie lange und innig, bis der Bewaffnete ihn von hinten ersticht. Mit dem Mädchen in den Armen bricht der kleine Rothaarige tot zusammen.

Eros lässt seine Lyra verklingen und versetzt den Saiten dann einige dumpfe Schläge. „Aber das ist kein Ende!“, rufe ich empört. „Wer zieht ihn zur Rechenschaft? Wer rettet das Mädchen?“

„Du bist Heras Dienerin ... und meine“, sagt Artemis langsam. „Meinst du, dass sie ... *Rettung* verdient?“ Bevor ich – hitzig, gewiss – antworten kann, gibt die Göttin Eros ein Zeichen. „Zeige uns auch noch das Ende des Festes“, befiehlt sie. Eros verzieht das Gesicht, aber gehorsam beugt er sich noch einmal über die Saiten. Ich sehe das Mädchen nicht mehr.

Das Fest ist langsam und müde geworden. Die Männer haben die Toten aufgebahrt und sitzen stumm, mit Bechern in schweren Händen. Die Musik ist dumpf und getragen. Da öffnet sich eine Tür und der Mann mit dem Schwert tritt ein. An seiner Seite geht eine Frau. Sie trägt ein

strenges, hoch geschlossenes Gewand und einen engen Gürtel. Ihr Haar ist fest geflochten und aufgesteckt. Ihre Schritte sind wohl gesetzt, ihre Haltung wirkt steif, ihr Gesicht starr. Kein Lächeln. Ich erkenne sie. Sie war das tanzende Mädchen. Sie ist meine Mutter. Iokaste.

Die Königin

Sie sitzt an unserem Bett. Eine Kerze brennt. Die silberne Statuette der Hera, die mich seit meiner Geburt begleitet, gibt das Licht weiter und überstrahlt Mutters Gestalt mit einer hellen Aura. Meine Schwester Ismene tastet unter der Decke nach meiner Hand. Ich weiß, sie hat immer ein wenig Angst vor unserer Mutter.

Mutter ist streng. Aber ich ahne, dass ihre Strenge wie ein bronzener Panzer ist, unter dem sich vieles verbirgt. Nur keine Härte.

Sie erzählt uns von einer Königin. Viele Jahre schon wartete sie auf die Heimkehr ihres auf einem Kriegszug verschollenen Gemahls. Ihr Volk wollte, sie sollte sich neu vermählen, damit der Königsthron nicht länger verwaist bliebe. Aber sie wollte nicht und so begann sie mit einem komplizierten Gewebe. Dies wird das Leichentuch für meinen Mann, sprach sie. Erst wenn es fertig ist, kann ich Abschied nehmen und neu beginnen. Das sahen alle ein und lobten ihre Frömmigkeit. Die Königin webte nun Tag um Tag. Für nichts anderes nahm sie sich Zeit. Sie webte und webte – doch nachts, im Schein der Kerze – trennte sie alles, was fertig war, wieder auf.

„Wie muss sie ihn geliebt haben!“, flüstert Ismene ergriffen. „Oder gefürchtet“, sagt Mutter leise. „Sie hat einfach keinen Mann neben sich haben wollen“, meine ich. „Stellt euch vor: Ist es nicht herrlich, allein zu regieren?“

Ismene zuckt zusammen, als ich das sage. Sie weiß natürlich, was kommt. Ich weiß es auch und ich hasse es. Aber niemals, glaubt mir, niemals habe ich deswegen den Mund gehalten. Mutter wird steif. „So etwas darf eine Prinzessin von Theben nicht sagen, Antigone.“ Sie erhebt sich langsam und zieht mir die Bettdecke weg. „Nimm es zurück und entschuldige dich.“

„Man nimmt nur Unbedachtes zurück“, sage ich, „und man entschuldigt sich nur für Fehler.“ Ich sehe sie fest an. „Ich habe es ernst gemeint, Mutter.“ Mutter seufzt. „Bring mir den Stock, Antigone“, befiehlt sie.

Es geschieht so oft, dass ich wie von selbst gehorche. Ich hole den Stock, der immer bereit liegt, einer bei Ismene und mir, einer drüben bei den Jungen, ich beuge mich über den Tisch und kneife die Augen zusammen, bis es vorbei ist. Ich weiß längst: Mutter schlägt umso härter, je mehr sie mir insgeheim Recht gibt. Diesmal tut es sehr weh.

Hera, gib mir Kraft. Es hat gewiss einen verborgenen ... Sinn.

Drüben, die Jungen, streiten sich derweil, wer von ihnen einmal König sein wird. „Und wenn es so weit ist“, höre ich die helle Stimme von Eteokles, „dann halte ich mir hundert Sklavinnen. Und sie müssen mir auf ein Fingerschnipsen gehorchen.“

Keine Entschuldigung

„Dieses Lied hat mir nicht gefallen, Herrin“, sage ich, als ich mich wieder erinnere, wo ich bin, und als mir endlich auffällt, wie still es in Artemis' Jagdzimmer geworden ist. „Nein“, sagt Artemis ruhig und ernst. „Mir auch nicht.“

Alles ist noch genauso, wie es vor dem Lied war: der Kreis der Mädchen, Eros auf seinem Schemel, Kallisto und ich zu Füßen der Göttin. Ich wende mich halb zu ihr um und sehe vom Boden her zu ihr auf. Sie ist sehr bewegt und sehr bemüht, es zu verbergen. „Wer war das?“, flüstert Kallisto mir zu. „Eine Fremde“, sage ich knapp. „Sie sieht aus wie meine Mutter.“

„Mädchen“, sagt Eros und ich sehe mich nach ihm um, „ob es dir passt oder nicht: Ich singe nichts als die Wahrheit.“ Er lächelt mich an. Er ist weder gekränkt noch erzürnt. Er hat goldene Augen. „Ich habe nicht danach gefragt“, sage ich zu Apollons Schwester. Ihre Füße verraten mir: Sie möchte vor Ungeduld aufspringen. Stattdessen stellt sie sie nebeneinander fest auf den Teppich aus Wolle.

„Warum sonst warst du bei meinem Bruder?“, fährt sie mich an. „Du willst Rechenschaft über die alten Geschichten. Rechenschaft vom Herrn des Orakels – und Rechenschaft von der Herrin deiner Mutter.“

*Rechenschaft ...
Wie komme ich dazu?
Rechenschaft.
Genau das.*

Immer wenn uns ein Unglück ereilte, ist es Apollons Name gewesen, den man in einem Atemzug mit uns nannte. Apollons Orakel und Apollons Pest, Apollons Spruch und Apollons Strafe. „Ich frage mich, wo wir heute wären – wenn Apollon uns in Frieden gelassen hätte“, gestehe ich der wartenden Göttin. Sie verzieht geringschätzig das Gesicht und ich sehe, was sie denkt.

*Apollon hatte nur so lange Macht über euch,
wie ihr ihm solche Macht glaubtet.*

Oder gehören solche Gedanken ... zu mir?

Rechenschaft auch von der Herrin deiner Mutter, hat Artemis gesagt. Es ist wahr: Mutter hat vor allen anderen Gottheiten die Herrin der Wälder verehrt. Ich habe es vergessen wollen – wie so vieles, das weh tut. „Ich habe es nie verstanden“, sage ich langsam. Ich rücke näher an sie heran und wende dabei Eros den Rücken zu. „Was wollte Mutter von Ihnen, Herrin? Weder entsagte sie der Ehe noch wahrte sie – wie wir gerade erleben mussten – ihr Geheimnis.“

Die Göttin greift in mein Haar. Sie ist zornig und ich weiß, ich habe wieder gesagt, was ich nicht sagen sollte. Sie zieht mich schmerzhaft auf die Knie und sieht mir fest ins Gesicht. Ich frage mich, ob sie es wagen wird, Heras Dienerin zu bestrafen.

Heras Dienerin – und meine ...

So hat sie mich während des Liedes genannt. Ja, ich glaube, sie wird es wagen. „In ihrer Seele“, sagt Artemis auf einmal sehr leise, „war deine Mutter wie ich.“

*Unbezwungen.
Ungebunden ...*

So sagen es mir ihre – oder meine – Gedanken. Ich ahne, was sie meint. Doch dagegen stehen der Schleiertanz, der Mörder, dem sie folgte, und die Geburt von fünf Kindern. Ich kann ein spöttisches Lachen nicht unterdrücken.

„Dann ist sie mir verwandt“, sagt Kallisto, bevor ich Artemis weiter reize. Unversehens fällt sie neben mir vor der Jagdgöttin auf die Knie. „Herrin, auch ich bedarf Ihrer Nachsicht und Ihres Verständnisses.“ Artemis legt eine Hand auf den Kopf des schwangeren Mädchens. „Sonst wärest du nicht hier, Kallisto“, sagt sie knapp. „Wie hätte ich Zeus widerstehen sollen, als er mich drängte?“, fügt Kallisto, ermutigt, hinzu. „Du tatest, was du tatest“, sagt Artemis streng. „Ich aber kann keine Entweihte in meiner Nähe dulden.“

„Das heißt: Es gibt keine Entschuldigung?“, flüstert Kallisto. „Kein Verzeihen und kein Mitleid?“ „Keine Entschuldigung“, bestätigt Artemis und genau wie bei Mutter ist die Strenge auch bei ihr wie ein Panzer. „Verzeihen wohl und großes Mitleid.“ Kallisto ergreift die Hand der Göttin und drückt ihr Gesicht hinein. „Herrin“, flüstert sie. Dann aber läuft sie weinend davon.

„Hast du das verstanden?“, fragt die Göttin mich, nachdem sie Kallisto eine Weile schweigend nachgeschaut hat. „Sie liebten meine Mutter, aber Sie halfen ihr nicht“, sage ich, noch unter dem Eindruck von Kallistos Kummer.

*Fluch allen Männern, die nehmen und nicht geben,
ungefragt und ungehemmt.*

Es hält die Göttin nicht mehr auf dem Sessel. Sie tut, was sie schon lange will, und erhebt sich mit einer ärgerlichen, ungeduldigen Bewegung. Sie lehnt sich an die Umrandung des Kamins und überblickt ihre Mädchen. „In der Liebe hat Artemis keine Stimme“, sagt sie laut und deutlich. „Und gegenüber Königen keine Macht.“

Und das nehmen Sie hin?

Ich sehe überrascht, unhöflich starr und unerlaubt lange, in ihr Gesicht.

Das nehmen Sie hin, obwohl Sie göttlich sind?

Vor Enttäuschung kommen mir Tränen und ich sehne mich nach meiner wahren Herrin, der Götterkönigin. „Iokastes Mutter war meine Priesterin im äußersten Osten“, erklärt Artemis, ohne mich zu beachten. Ihre Worte sind knapp und gewichtig. „Ihre Kinder waren mir lieb ... wie eigene Kinder ...“ – Sie hebt die Hand, damit niemand von uns ihr in die Rede fährt – „... auch wenn ihr Betragen mir ... fremd war.“

*Eine Artemis-Priesterin, die Kinder hat.
Das gibt es nur im Osten, höre ich Vaters neckende Stimme.*

„Iokaste wuchs zwar im Osten auf“, fährt Artemis scheinbar ungerührt fort, „aber sie war eine thebanische Prinzessin. Als der König von Theben um sie anhielt, hatte sie keine Wahl. So war es ihr bestimmt.“ Ich bin mir sicher: Wenn ich Mutter gewesen wäre – ich wäre nicht mit Laios gegangen. Wenn ich Artemis gewesen wäre – ich hätte sie nicht gehen lassen.

Mit einem Mörder.

„Und über Laios urteilst du unangemessen, Andreia“, sagt Artemis. Ihre Stimme klingt, wie Mutters klang, wenn sie sich selbst nicht glaubte. Vor allen, wenn sie den Stock in der Hand hielt. „Laios war der König von Theben. Glaubst du, es gibt irgendwo einen König, der nicht zugleich auch ein Mörder wäre?“

„Das macht es nicht besser, nicht wahr?“, frage ich zornig. Es ist eine von Heras Lieblingsfragen. Allerdings stellt die Herrin sie leise und streng, während ich vor Widerwillen bebe. „Sing auch von Laios“, befiehlt Artemis dem Liebesgott. Eros aber lächelt verlegen. „Thia, wie kann ich das?“, fragt er sanft. „Nicht die Liebe hat Laios berühmt gemacht, sondern sein rascher Zorn.“ „Da hat unser kleiner Neffe zur Abwechslung einmal Recht“, sagt von der Tür her die Stimme des Sonnengottes.

Die Nymphen rücken erschrocken zusammen und drücken sich an die Wände, als könnten sie dadurch unsichtbar werden. Ich kann mir denken, dass manche von ihnen aus demselben Grund bei Artemis sind wie ich. Apoll beachtet aber keine von ihnen. Mich allein hat er fest im Blick und mir kommt er von Schritt zu Schritt näher.

Ich erhebe mich und erwarte ihn mit erhobenem Kopf. Damit benehme ich mich schon wieder nicht wie eine Dienerin. Vielleicht bin ich für diese Aufgabe doch nicht die Richtige und sollte den Olymp lieber verlassen. Aber wohin? Wohin dann?

Sie sind alle längst tot ...

Apollons strenges Gesicht verwandelt sich, als er mich ansieht. Auf einmal lächelt er. „Ich bin dir nicht böse, Antigone“, sagt er, „und mein Kuss ... galt nicht dem Abbild, sondern dem Urbild.“ „Ich verstehe nicht, Herr.“ „Das ist auch nicht nötig“, sagt Apoll. Er wendet sich von mir ab und streckt den Arm nach Eros aus. „Dein Instrument, Neffe!“, verlangt er.

Eros reicht seine Lyra bereitwillig weiter. Er macht auch den Platz in der Mitte des Zimmers frei und kommt zu mir. Die anderen Mädchen und ich lassen uns zögernd wieder nieder. Eros kauert sich neben mich auf den Boden, gerade dort, wo vorher Kallisto gesessen hat. Kallisto ist fort. Sie betrauert die Ohnmacht ihrer Herrin.

Der Gott des Lichts und der Weisheit spielt anders als Eros, mit mehr Ernst und mehr Anspruch, aber auch sein Spiel ruft Farben und Bilder hervor.

Da ist zunächst ein staubiges, gelbliches Grau. Sogleich habe ich meine Stadt vor Augen. Das siebentorige Theben. Wahrscheinlich tue ich der Stadt Unrecht. Gewiss war sie, zumindest in den siebzehn glücklichen Jahren, in denen mein Vater Oidipous unangefochten regierte, schön und bunt. Marmorne Tempel ragten auf, menschengemachte Häuser für Zeus und Hera, Apollon und Pallas Athene. Die Paläste des Königs und der sieben großen Familien mögen sich gegenseitig überboten haben an Prunk und Glanz von Gold und Silber. Gewiss. Ich aber erinnere mich stets an jenes gelbliche Grau. So waren die Berge und die Felder ringsum, trockene, harte Böden, spärliche Weide für magere Ziegen.

Knorrige Oliven. Wenig Wein. So waren die Mauern der Stadt. Abweisend. Bedrohlich. Lebensfeindlich. Sieben Tore – das mag sich gastfreundlich anhören. Was, wenn sie fast immer verschlossen waren? Was, wenn sie sich nicht dem Wunsch nach Offenheit verdanken, sondern der irrsinnigen Eifersucht der stolzen Familien? Sieben Familien, sieben Tore, versteht ihr?

Staubig gelblich grau waren aber auch die Menschen von Theben. Zuerst mussten sie Laios fürchten, den König mit dem jähem Zorn. Dann kam die Sphinx, die jeden fraß, der sich der Stadt näherte. Schließlich: mein Vater. Vielleicht haben sie selbst während der siebzehn guten Jahre das schlimme Ende vorausgesehen.

Man muss kein Seher sein, Phoibos Apollon, um Schatten des Verderbens zu erkennen, die über einer Familie kreisen. Man muss nur den Mut haben, seinen Augen zu trauen.

Der Palast, den Phoibos Apollons Lied besingt, sieht anders aus als in den Erinnerungen meiner Kindheit. Ich sehe weniger Fenster, weniger Farbe und Schmuck und eine viel höhere Hecke rings um den Park. Ich sehe Wachposten, nicht nur am Eingangsportal, sondern auch an der kleinen Pforte zum Garten, die oft genug mein einziger Ausweg war, wenn mir die Enge im Innern den Atem nahm.

Das Lied führt mich in den hinteren Teil des Palasts. Dort hatte Mutter ihre privaten Räume. Ich erkenne Möbel, Vasen und Statuen, die sie gern hatte. Aber dennoch ist alles unheimlich *anders*. Zuerst kann ich den Unterschied nicht nennen. Als ich ihn finde, stoße ich einen leisen Entsetzensschrei aus. Mutters Räume haben keine Fenster. Er hat sie ... *eingemauert*.

Laios, ihr erster Mann. Der Krieger mit dem harten Mund, der ihrem Tanz ein Ende machte und, grausam, ihrer freien Wahl. Er hat sie eingemauert und ich habe es nicht gewusst. Ich schließe die Augen. Ich will sie nicht sehen, nicht so steif und in diesem engen, hoch geschlossenen Kleid. Nicht so, wie sie ... *nachher ... immer ... war*.

Apolls Lied ist unbarmherzig. Es macht vor geschlossenen Augen nicht Halt. Da ist er, der Krieger, ich muss ihm begegnen, ob ich will oder nicht.

Obwohl Laios die Gemächer seiner Frau unbewaffnet betritt, kann ich das blutige Schwert in seiner Hand nicht übersehen. „Wehe dir, Iokaste“, sagt er und zum erstenmal höre ich seine Stimme. Sie ist wie er. Zu hart für freundliche Wort, zu starr für Güte, Trost oder Zärtlichkeit. „Du kennst das Orakel. Wehe dir, wenn du mir einen Sohn gebierst.“ „Du hättest mich nicht berühren sollen“, entgegnet meine Mutter.

Sie liegt auf seidenen Decken und eine dicke wollene Decke liegt auf ihr. Sie hat sie bis zum Kinn hinaufgezogen. Ihr Haar ist in ein Netz gesperrt so wie sie in jene fensterlosen Mauern. Ihr Gesicht ist das Gesicht eines Kindes. Ich weiß, dass sie das Lager schon lange nicht mehr verlassen hat. Sie hat von Erschöpfung und schweren Träumen gesprochen, von Übelkeit und Schwindel. Doch Laios hat ihr einen Arzt gesandt und gerade hat er das Ergebnis der Untersuchung erfahren. Meine Mutter erwartet ein Kind.

*Der Sohn, den Laios von Iokaste ertrotzt,
wird seine Mutter lieben, wie er nicht soll,
und seinen Vater trotzig erschlagen.*

Zum erstenmal höre ich den Orakelspruch aus Apollons Mund. Ich schaudere. Von Trotz ist die Rede. Schon damals, vor meiner Geburt. Von mir. „Herr, warum haben Sie ...?“ Ich muss ihn fragen. Wegen dieses Spruches bin ich hier. „Still!“, zischt Artemis und stößt mich. „Was wagst du, dummes Ding?“ Ich beiße mir auf die Lippen, um nichts zu erwidern. Eros berührt meinen Arm und schaut mich vorwurfsvoll an.

Aber es geht doch um mich ...

Die Musik hält meiner Ungeduld stand. Sie beharrt auf dem Bild von Mutters Gefängnis. Von Mutter, starr auf dem Lager, und Laios, steif und streng über ihr.

Es geht um meine Mutter.

„Du hättest mich nicht berühren sollen“, hat Iokaste gesagt. „Du hättest mich nicht reizen sollen“, sagt Laios. Er wendet sich von ihr ab und geht mit großen Schritten im Raum auf und ab. Kleiner und düsterer wird die Kammer, die Wände rücken näher, die Flammen der Kerzen flackern und rußen. „Ich rate dir: Gebier ein Mädchen“, sagt er laut. „Denn ist es ein Junge – ich schwöre bei Apoll – ich bringe ihn um, bevor er dir oder mir zu nahe tritt.“

„Was für eine lächerliche Drohung!“, sage ich und komme wie von selbst auf die Füße. „Und was für ein leerer Schwur!“ Ich weiß es sofort: Diesmal bin ich zu weit gegangen. Apollon schlägt mit der flachen Hand auf die Saiten. Die Lyra verstummt. Alle sehen mich an. Und keiner der Blicke ist freundlich.

Es sind leere Augen, Augen, in denen weder Verständnis noch Milde noch Erbarmen einen Platz finden. Es gibt keine Erinnerungen in ihnen und keine Hoffnungen. Es gibt nur Begierde und Zorn. Laios, denke ich und ich weiß: So hat ihn meine Mutter empfunden. Begierde und Zorn.

*Bleib weg von mir, Bestie.
Lass mich frei.*

Das Zimmer wird immer noch enger. Aber jetzt sehe ich besser. Es sind nicht die Wände, die näher rücken. Es sind die Augen. Die wilden, wütigen Augen. Bären und Wölfe, zottig und schwer. Auf leisen Tatzen schleichen sie näher. Umso bedrohlicher, da sie lautlos sind. Ich weiche zurück. Spüre heißen Atem in meinem Nacken. Erkenne zu spät meinen Irrtum. Die wahre Gefahr ist nicht vor mir. Sie ist hinter mir und hat ihre Arme weit geöffnet. Es ist der größte Bär, den ich je sah. Er steht auf den Hinterbeinen und schlägt seine Pranken um mich. Seine Krallen bohren sich in mein Fleisch. Ich bin ganz in struppiges Fell gehüllt. In meiner Nase ist der scharfe Geruch von Gewalt und von Tod. Ein rollendes Brüllen erklingt, als der Bär sein Maul weit öffnet. Um meinen Hinterkopf spannt er seine Kiefer.

Von vorn nähern sich Wölfe. Ich sehe in ihre gelben Augen. Gelbgrau wie die verwünschten Mauern der Stadt. Gelbgrau wie die Herzen der Männer, die mich einst bedrängten wie dieser Bär. Und doch, denke ich plötzlich ...

*Diese hier folgen ihrem Gefühl.
Jene aber waren böse.*

Als mir das klar ist, wächst mein Mut. Ich behandle den Bären wie die Männer. Ich trete und ramme ihm meine Ellenbogen in den Leib. Er knurrt und schlägt mit den Tatzen. Ich frage

mich lieber nicht, was geschieht, wenn er seine Kiefer fester zusammenpresst. Ich denke daran, wie man Nüsse knackt.

Meine Gegenwehr verschafft mir ein wenig Luft. Der Bär lässt nicht los. Aber er scheint überrascht. Er zögert. Ich winde mich in seinen Armen und ducke mich plötzlich. Die Wölfe stehen abwartend in einem engen Halbkreis. Auf einmal begreife ich: Das ist alles nicht echt. Sie sind Tiere. Sie sind Männer. Aber sie sind auch noch mehr. Sie werden nicht meine Haut verletzen. Nicht mein Fleisch verzehren. Nicht meine Knochen brechen. Aber sie können mir meine Seele rauben.

Ich denke an Vater. An all die Nächte, in denen er schreiend erwachte.

Die Erinyen, Antigone, die Erinyen sind hinter mir her.

Ich aber sah nichts. Und niemand griff ihn an.

Nicht außen, Antigone. Aber tief drinnen.

„Nein!“, rufe ich laut. „Lasst das! Was wollt ihr?“ Ich schüttele mich und ich merke: Ich komme frei. „Ihr könnt mir nichts anhaben“, sage ich. „Denn ich habe nichts zu bereuen.“

Die Grenze

Als ich die Augen öffne, sitzen die Nymphen wieder im Kreis. Artemis und Apollon stehen nebeneinander vor mir und sehen mich an. Ich spüre einen stechenden Schmerz in der Brust, nicht schlimm, aber hartnäckig unangenehm. Ich ertaste die schmerzende Stelle und finde den Pfeil. Erschrocken ziehe ich ihn heraus. Es ist ein zierlicher Pfeil mit einer kunstvoll geschnitzten Spitze. Elfenbein, denke ich und halte ihn Artemis anklagend hin. „Ist das Ihrer, Herrin?“, frage ich tonlos. „Sie haben auf mich geschossen?“

„Es gibt Grenzen, Andreia“, sagt Artemis streng. „Grenzen auch deines Trotzes.“ Ich erinnere mich: Die Königin hat mir ähnliche Worte mit auf den Weg gegeben. Ich stehe und halte den Pfeil hoch. Da schüttelt die Göttin der Jagd den Kopf. „Behalte ihn“, sagt sie. „Er soll dich warnen.“ „Wovor, Herrin?“, frage ich. „Davor, dir einzubilden, du seist nur ein Opfer“, sagt Apoll. „Jeder, der lebt, trägt auch Schuld. Sich selbst für schuldlos zu halten, ist der größte aller Frevel.“ „Es hat mich gerettet“, sage ich leise, nur für mich. „Es hat die Erinyen vertrieben.“

„Du kannst jetzt gehen, Andreia“, sagt Artemis zu mir. „Mein Bruder ...“ – Sie wirft dem strahlenden Gott zu ihrer Rechten einen herausfordernden Seitenblick zu – „hat sich besonnen und wird dir nicht mehr zu nahe treten.“ Ich weiß, ich sollte mich verneigen und danken und froh sein, davongekommen zu sein. Aber: Wohin könnte ich gehen? *Komm nicht wieder, bevor du alles weißt, was du wissen musst*, hat Hera gesagt.

„Aber, Herr, wegen des Orakelspruchs ...“, höre ich mich sagen, bevor ich zu Ende nachgedacht habe. „Gibt es daran etwas auszusetzen, Mädchen?“, fragt Apoll ungeduldig. „Er ist wahr geworden, nicht wahr?“ Ich glaube, ich habe ihn nur fassungslos angestarrt.

Er ist wahr geworden!

Ja, und das ist nun wirklich das Unmenschlichste und Ungöttlichste, was ich mir vorstellen kann ...

Ich habe mich umgedreht und bin davongelaufen. Ich habe das Zimmer verlassen, das Schloss und den Park. Ich habe nicht nachgedacht. Ich wollte weg, weg von Apolls unbewegtem Gesicht, von seiner gleichgültigen Stimme, mit der er gut heißt, was geschehen ist. Wenn das die einzige Antwort ist, die Antwort, die ich gesucht habe, seitdem die Königin mich zu sich rief – dann wäre es besser gewesen, ich hätte Apollons Palast niemals betreten. Dann wäre es besser gewesen, die Königin hätte es von Anfang an verboten.

*Der Sohn, den Laios von Iokaste ertrotzt,
wird seine Mutter lieben, wie er nicht soll,
und seinen Vater trotzig erschlagen.*

Seit jenem schrecklichen Tag im siebzehnten Jahr der Königsherrschaft meines Vaters, seit jener Ratsversammlung, in der Vater die schreckliche Erfüllung des Orakelspruchs verkündete, habe ich mich tausendfach gefragt: Was hat es mit diesem Spruch auf sich gehabt? Was hat Apollon damals verkündigt – und warum?

*Eine Wahrheit, die jenseits seiner Macht lag?
Warum dann hat er sie nicht für sich behalten?*

Einen Fluch, wirksam von dem Augenblick an, als er gesprochen wurde? – So hat es Ismene verstanden, als Strafe, als Rache des Gottes, der Theben einst ins Leben rief.

Wahrheit oder Fluch – von Apollon wäre in beiden Fällen nichts zu erkennen als böser Wille. Und deshalb habe ich, tief in meinem Inneren, stets gehofft, der Spruch sei ein finsterner Winkelzug der Priester von Delphi gewesen, bestochen vielleicht von einer der sieben großen Familie von Theben. Von einem Gegner des Königs Laios, der ihn in Angst und Zweifel stürzen wollte.

Immer wenn ich auf den Stufen von Apollons Palast saß, habe ich mir ausgemalt, wie ich den Gott nach dem Spruch frage. „Antigone, dieser Spruch ...“ Ich habe gesehen, wie er blass wurde und gegen Tränen der Reue kämpfte. „Es war ein unglückseliger Irrtum. Er kam nicht von mir. Doch als er einmal ausgesprochen war, nahm das Unheil seinen Lauf ...“ Ich habe mir vorgestellt, wie er mich in den Arm nimmt und um Vergebung bittet.

„Es war ... verhängnisvoll, Antigone. Deine Leute kämpften gegen den Spruch – und machten ihn dadurch erst wahr. Aber niemand kam zu mir und bat um Erlösung – und so habe ich viel zu spät erkannt, was geschah ...“ So hätte es sein sollen, wenn ich vor Apollon stünde. Aber in Wahrheit hat er meine Hoffnungen verraten.

*Gibt es an dem Spruch etwas auszusetzen ... ?
Er ist wahr geworden, nicht wahr?*

Apollons hochmütiger Spott verletzt meine Ohren. Hat er gelacht? Gelacht, als das Unheil Schritt um Schritt, unaufhaltsam, Wirklichkeit wurde? „Zu Hades mit dir, Apollon!“, schreie ich in den Wald hinein. „In den Tartaros mit allen Göttern, die nicht wenigstens Mitleid haben!“

Im gleichen Augenblick tut sich die Erde auf. Vor mir ist ein tiefes, finsternes Loch. Wie ein riesiges Maul klafft es, mit scharfzackigen Zähnen und einem gierigen Schlund. Es klafft und die Zähne packen ihr Opfer. Es schluckt und schließt sich. Und ich bin weg.

Das Verderben bringende Kind

Iokaste erhebt sich von ihrem Lager, sobald Laios gegangen ist. Sie nimmt ihren dunklen Umhang und zieht ihn eng um Kopf und Körper. „Geh auf“, flüstert sie und an der Rückwand des Schlafgemachs, in das der König sie lebendig eingemauert hat, tut sich im Boden eine Öffnung auf. Iokaste geht in die Hocke und steigt, ohne zu zaudern, hinein. Gleich darauf ist sie verschwunden und mit ihr auch das Loch.

Jenseits der Mauern der Frauengemächer tritt die Königin zwischen zwei blühenden Büschen hervor. Es ist noch hell und wieder einmal flucht die Königin ihrem Gemahl, der ihr das Licht nimmt und das Gefühl für Tag und Nacht.

Iokaste befindet sich im hinteren Teil des königlichen Parks. Um zu der Mauer zu gelangen, die Park und Schloss umgibt, muss sie über eine freie Rasenfläche laufen. Die Wachen des Königs sind überall. Sie haben weder feste Plätze noch feste Zeiten. Laios selbst hat es so angeordnet, damit vor ihnen niemand jemals sicher ist.

Doch eine der Wachen ist Iokaste gewogen. Er trägt am kleinen Finger der linken Hand einen schmalen schwarzsilbrigen Ring. Sobald der Ring sich erwärmt, weiß er: Iokaste will hinaus.

Er sagt seinem Gefährten eine Entschuldigung, nimmt einen Mantel und macht sich auf den Weg. Sobald er die schmale dunkle Gestalt zwischen den Büschen entdeckt, verlangsamt er die Schritte. Er wirft noch einen scharfen Blick nach allen Seiten. Dann ist er bei ihr und legt den Mantel der Palastwache um ihre Schultern. „Warum tust du das?“, fährt er sie mit gesenkter Stimme an. „Kannst du denn niemals Ruhe geben?“

„Ich habe keine Wahl“, antwortet sie. Er schnaubt verächtlich. „Ist deine Sehnsucht nach Liebe noch immer so groß, Iokaste?“, fragt er bitter. Sie überqueren, eng beieinander, den Rasen und nähern sich schon der Mauer. Die Königin lacht leise und verächtlich auf. „Und wenn es so wäre!“, sagt sie mit einem Anflug von Trotz.

Sie erreichen die Mauer, die hinter einer grünen Hecke verborgen liegt. Iokaste entflieht mit geschickten Fingern einige Ranken und schiebt sich in der Geäst. Den Mantel lässt sie dabei von den Schultern gleiten und gleich darauf ist sie verschwunden. Er hört nur noch ihr leises „Danke, Kreion“ – dann ist er allein.

Kreion! Der Name weckt mich – aus was auch immer. Wer wäre mir verhasster? Wen könnte ich mehr hassen und verachten als Kreion, Mutters unbarmherzigen, grausamen Bruder! Kreion war es, Kreions Härte, die mich lebendig einmauerte. Und er, ausgerechnet er, sollte Mutter geholfen haben, aus Mauern, die sie hielten, auszubrechen?

Der Name weckt mich. Habe ich denn ... *geschlafen?*

Mir scheint, ich war besinnungslos. Mir scheint, ich bin vom Olymp gestürzt. Um mich her ist nichts als Dunkelheit. Ich warte, dass meine Augen sich an das fehlende Licht gewöhnen und wenigstens Schemen zeigen. Doch nichts ändert sich und nichts geschieht. Niemand ist bei mir. Ich bin allein. Ich komme hoch und mache – auf allen Vieren – tastende Bewegungen in alle Richtungen.

Was ich erfühle, raubt mir den Atem. Es sind Wände um mich her, unheimlich nah, unheimlich kalt und starr. Ich bin in einer Kammer, nicht mehr als drei Schritte lang und breit. Ich erhebe mich und strecke die Arme in die Höhe. Oben ist nichts, keine niedrige Decke, aber ich kann nicht sagen, ob es mich beruhigt oder zusätzlich ängstigt. Ich wage nicht zu rufen. Ich kauere mich hin, lege die Arme um die Knie und ringe um Beherrschung. Mein letzter lauter Ruf hallt mir noch in den Ohren.

„In den Tartaros mit allen Göttern, die nicht einmal Mitleid kennen!“

Bin ich im Tartaros? In einer der finsternen Höhlen der Unterwelt, aus der es kein Entrinnen gibt?

Warum ich? Was habe ich getan?

Was habe ich getan als Fragen gestellt, Fragen, die mir wichtig scheinen, nach Wahrheiten, auf die ich ein Recht zu haben glaube. „Herrin, sehen Sie mich?“, flüstere ich. Ich merke, dass meine Stimme nicht trägt. Die Worte sind ausgesprochen. Aber sie bleiben vor meinem Mund stehen und machen sich nicht auf den Weg. Wohin auch? Wir sind eingemauert, meine Worte und ich. „Herrin, hören Sie mich nicht? Spüren Sie nicht meine Verzweiflung?“

Wie damals ... wie damals!

Ich weiß nicht, wie lange ich so da sitze, erstarrt und verstört. Ich merke, dass ich genauso zu Stein werde wie die Mauern ringsum. Wenn ich mich bewege, werde ich zerbröckeln. Wenn ich mich nicht bewege, werde ich verrückt. Wenn ich nicht endlich wieder sehe – und wären es nur die Mauern, die mich umschließen! Ich sehe das Loch in der Mauer, durch das Iokaste schlüpfte. Sie konnte fort. Ich kann es nicht.

Iokaste läuft hastig. Von Erschöpfung oder Übelkeit keine Spur. Sie hält ihren Umhang fest um sich und eilt mit gesenktem Gesicht durch die Gassen. Enger und enger werden sie, je weiter Iokaste sich von dem Palast entfernt. Einige Männer sitzen vor den kleinen Häusern und trinken Kaffee. Niemand erkennt die Königin.

Durch Amphions Tor verlässt sie die Stadt. Sie wählt einen Pfad, der nach kurzer Zeit am Fuß eines Hügels endet. Von da an geht es durch Dickicht. Iokaste steigt, ohne sich aufzuhalten, hinauf. Auf der Spitze des Hügels befindet sich ein kleines Heiligtum der Artemis, ein runder Pavillon mit sieben Säulen. Ein Standbild der Göttin blickt hinab auf die Stadt.

Iokaste tritt an den Altar und kniet nieder. Sie bietet der Göttin kein anderes Opfer als ihren Glauben. „Herrin“, betet sie, „es soll ein Junge werden.“

Es soll ein Junge werden ...?

Ich verliere das Bild, das ich gesehen habe, aus den Augen. Ich höre noch Laios' Drohung: *Wehe, wenn du mir einen Sohn gebierst ...* Ich habe geglaubt, die Warnung sei hohl, weil ja niemand das Geschlecht eines Kindes bestimmen könne. Ein Kind ist ein Geschenk und über Geschenke hat der Beschenkte keine Macht. Aber Iokaste fleht um einen Sohn! Hat sie nicht verstanden, was Laios gesagt hat? *Ich schwöre, ich bringe ihn um ...*

Ich suche ein anderes Bild, ein Bild, um das Gesehene zu verstehen. Es dauert eine Weile und ich sitze hilflos im Dunklen, bis Mauern in meiner steinernen Finsternis sichtbar werden. Es sind erneut die Mauern von Iokastes Schlafgemach.

Fackeln brennen, Mädchen eilen geschäftig hin und her. Lautes Klagen und Stöhnen zerreißt von Zeit zu Zeit die angstgesättigte Stille. Es ist Mutter, die schreit. Mutter liegt in den Wehen. Die Geburt des Kindes steht nahe bevor. Mutters Gesicht ist schmerzverzerrt und ich betrachte es ohne Mitleid. Es tut mir gut, zu erleben, dass auch Kinder ihren Eltern Schmerzen bereiten, nicht immer nur Eltern ihren Kindern.

Obwohl: In ihrer Qual sieht sie selbst noch aus wie ein Kind ...

„Herrin, steh mir bei!“, ächzt Iokaste und ihre Mägde murmeln dazu leise ihre Gebetsformeln an Hera.

Ich aber ahne, dass Iokaste nicht Hera ruft, die Schutzherrin der Ehe und der Mütter. Ihre Ehe würde Hera nicht gefallen und die Vorzeichen, unter denen das Kind geboren wird, könnte die Götterkönigin niemals gut heißen. Iokaste ruft nicht Hera und es ist nicht Hera, die ihr erscheint. Mit Iokastes Augen kann ich sehen, was geschieht.

An derselben Stelle, wo Iokaste ihren geheimen Ausgang fand, entsteht lautlos ein Loch. Sichtbar nur für meine Mutter und mich, betritt schwerelos und ungebeugt eine weibliche Gestalt den Raum. Ich zittere jäh bei ihrem Anblick. Ohne wirklich zu verstehen, was geschieht, weiß ich: Dies ist das Herz des Verderbens. Worauf diese Dunkle ihre Hände legt, das geht unheilbar verloren. Sie ist Hekate, die Herrin der Kreuzwege.

Äußerlich gleicht sie Artemis, der Göttin der Jagd, aber nur wie das Bild in einem düsteren Spiegel. Ihre Farben sind dunkler, Augen und Lächeln kälter, und als sie vor Mutters Lager steht, sind die Dienerinnen auf einmal leblos wie Statuen. „Mutter“, flüstert Iokaste. „Steh mir bei.“ Die unheimliche Göttin beugt sich über sie und berührt sie an Stirn, Brust und Bauch.

„Nein“, rufe ich. Es kommt mir vor, als fordere die Göttin ein Versprechen. „Nein, Mutter, nein, nimm dich in Acht!“ Da hebt die Göttin ihren Kopf und einen Augenblick lang ist mir, als sähe sie – durch Zeit und Raum – mich starr und fordernd an.

Wirst du für sie einstehen, Neunmalkluge?

Nein, warum ich?

Nimmst du den Fluch auf dich, Prinzessin?

Ich habe ... nichts ... damit zu tun ...

Bist du nicht ihre Tochter?

Dreizehn Jahre nannte ich sie Mutter. Dann aber ...

Das Kind kommt mit den Füßen zuerst auf die Welt. Die Hebamme greift ungeschickt zu und verrenkt den linken Knöchel. Das Kind weint schon, bevor es vollkommen geboren ist. Iokaste betrachtet es stumm. Dann wächst ein kleines Lächeln auf ihrem Gesicht. Doch dieses Lächeln ist alles andere als heiter. Ich ziehe die Schultern hoch. Denn auf einmal erinnert sie mich an die dunkle Göttin. Die gleiche Finsternis und die gleiche Kälte liegen auf ihren Zügen. Sie ist nicht mehr meine Mutter. Sie hat gerade meinen Vater geboren.

*... und freut sich auf den Tag,
da er die Hand erheben wird ...
gegen den eigenen Vater ...*

Ein Diener betritt die Frauengemächer und tritt, ohne zu zögern, an das Lager der Königin. „Glückwünsche vom König, Herrin“, sagt er hastig. „Ist es denn ... es ist doch ... hoffentlich ... ein Mädchen?“ Da hebt Iokaste ihm das Neugeborene entgegen. „Ein Junge“, sagt sie mit abgewandtem Gesicht. „Nimm ihn.“ Das Kind schreit in den Armen des Dieners. Wir hören die schrille, verzweifelte Stimme noch, als Iokaste längst wieder allein ist.

Meny

Hekate. Die dunkle Artemis. Schon damals bei Iokaste. Es schüttelt mich. Ich könnte schreien. Von nun an werden alle Bilder dunkler sein. Und doch war ich zu jener Zeit noch nicht geboren. Ich habe damit nichts zu tun. Wann nur ... gewann die Dunkle über Iokaste Macht? Wenn Mutter sie doch nie gerufen hätte!

Gegen meinen Willen, schauernd vor Entsetzen, stelle ich mich der Erinnerung: Auch ich bin ihr begegnet, dieser Dunklen, Unheilvollen. Ihren Namen habe ich damals noch nicht gekannt. Aber ihr Lachen habe ich gehört und es hat mich fast umgebracht. Damals, als die Pest in Theben wütete.

Und in meinem Inneren.

Ich spüre, wie der Boden unter meinen Füßen nachgibt. Er senkt sich, scheint zu fallen. Zieht mich mit. Es gibt nichts, das mich halten kann. Ich fahre hilflos in immer tiefere Tiefen. Es wird wärmer um mich her. Ich hoffe auf Feuer. Denn wo Feuer wäre, wäre auch Licht. Und mehr als alles andere quält mich die Dunkelheit.

Es wird heiß. Mein Atem scheint zu brennen. Aber noch immer hebt der Schleier der Finsternis sich nicht von meinen Augen. „Herrin, wollen Sie mich denn nicht retten?“ Auf einmal fällt mir auf, dass meine Finger noch immer einen dünnen Stab umklammert halten. Den Pfeil der Artemis. „Sie durften mich nicht so verletzen, Herrin“, sage ich leise, und ohne dass die Worte meinen Mund verlassen.

Es war höchste Zeit, dich zu verletzen, stolze Prinzessin ...

Die Stimme, die ich höre, könnte die der Göttin sein. Der hellen wie der dunklen. Sie sind nicht leicht zu unterscheiden.

Wie sonst willst du Antworten finden?

„Ich verstehe nicht, Herrin ...“ Ja, sagt die Stimme.

Und doch wäre es nötig ...

Als der Boden unter mir schließlich wieder fest wird, weiß ich, dass ich mich dem Kern genähert habe, dem innersten Kern der Antworten, die ich suche. Vor Hitze verdorren mir die Zunge im Mund, der Lebenssaft in den Adern, die Milde im Herzen.

Welche Milde, Prinzessin?

„Seien Sie nicht ungerecht, Herrin“, bitte ich. „Sie sollten mir zugute halten, dass Meny mich zum Träumen brachte. Und später auch zum Weinen.“

Sie haben ihn bis in die Höhle gejagt. Sie sind ihm hart auf den Fersen, als er keuchend und in Todesangst die schroffen Felsen erklimmt. Sein Vorsprung ist zusammengeschmolzen. Nur das unübersichtliche Gelände gibt ihm noch Schutz. Die Felszacken, die überall aufragen, und die hartblättrigen Gestrüppe verwehren die Sicht. Er weiß aber: Wenn er sich nicht sofort verbirgt, werden sie vor ihm stehen. Da entdeckt er das dunkle Loch.

Den Eingang eines Verstecks. Einer *Falle*? Er hat keine Zeit, darüber nachzudenken. Er tut den letzten Schritt und lässt sich fallen. Draußen hasten die Verfolger fluchend vorbei. Er müsste nur die Hand ausstrecken, um sie zu berühren. Aber er will nicht kämpfen. Er will nur noch sein Leben retten. Was davon übrig ist.

Als es draußen still geworden ist, beginnt er, sich umzusehen. Er hat einen engen Höhleneingang gefunden, der tief in den Berg hineinschneidet. Vorsichtig schiebt er sich vor. Es wäre gut, das Versteck genauer zu kennen. Die Verfolger werden zurückkommen, wenn sie merken, dass sie seine Spur verloren haben. Er verflucht sein Missgeschick, von allen feindlichen Kriegeren ausgerechnet Kapaneus beschlichen zu haben, den grausamsten und stolzesten der sieben Heerführer.

Der Durchschlupf wird immer enger, bis er an eine Stelle kommt, wo die Felswände so eng zusammentreten, dass er die Luft anhalten müsste, um sich hindurchzuquetschen. Er zögert.

Das ist das Ende ...

Bevor er umkehrt, sieht er den hellen Schimmer. Und er hört ein Geräusch, wie wenn angehaltener Atem behutsam und verstohlen ausgeatmet wird.

Ich war lange genug feige.

Er lauscht. Da ist nichts. Da ist nichts mehr zu hören. Er presst sich gegen den Fels und zwingt sich durch die Enge. Jenseits ist es heller. Er findet sich in einer großen, ovalen Höhle wieder. Durch einen Spalt in der hohen Decke fällt Tageslicht. Ein schmales Rinnsal sickert

aus dem gegenüber liegenden Fels und sammelt sein Wasser in einem flachen Becken in der Mitte der Grotte. Dort wächst sogar ein wenig Grün.

Bevor er seine Überraschung überwunden hat, wird er von hinten angesprungen. Fingernägel krallen sich in seinen Arm. Dann liegt an seinem Hals ein Messer. „Los, stich zu!“, zischt er. „Es reicht. Es reicht für heute.“ Er spürt den warmen Atem des Angreifers in seinem Nacken. „Wenn ich zusteche“, sagt eine entschlossene Mädchenstimme, „dann ist es für immer.“
Feigling.

Mit einer raschen Bewegung schlägt er ihr das Messer aus der Hand. Er wirbelt herum und wirft sie zu Boden. Dann liegt er auf ihr. Er umklammert ihre Handgelenke und drückt ihre Arme über ihrem Kopf auf den feuchten, felsigen Boden. Er sieht eine Flut von roten Haaren, in der das Gesicht, blass und schmal, beinahe untergeht. Aber was für Augen! Hell wie Quellwasser mit einem Schuss Grün. Ein Grün wie matte Jade. Diese Augen sagen ihm alles.

Sie hasst es, überwältigt zu werden.

Sie will nicht angefasst werden.

Sie scheut sich, ihr Gesicht zu zeigen.

Er lässt von ihr ab und stellt sich in den engen Höhlenausgang. Auf keinen Fall will er, dass sie wegläuft. Sie kommt rasch hoch und hebt das Messer wieder auf. Er sieht, dass sie grobe, zerschlissene Kleider trägt. Sie geht barfuß und an der Schnur, die ihr als Gürtel dient, hängen ein Lederbeutel und eine Hirtenflöte.

Sie schaut ihn auch an und er ist froh, dass er beim Aufbruch die ärmliche Kleidung eines Hirten angezogen hat. Sie kann ihn für ihresgleichen halten. Vielleicht findet sie ihn sogar hübsch. Die Mädchen in der Stadt machen ihm oft schöne Augen. Wenn auch sein Bruder sagt, die Aufmerksamkeit gelte seinem Rang, nicht seiner Person – das Spiegelbild zeigt ein ernstes, dunkles Gesicht, freundliche braune Augen und ein gewinnendes Lächeln. Das Lächeln allerdings ist ihm im Angesicht der Gefahren abhanden gekommen.

„Warum lässt du mich aufstehen?“, fragt sie und steckt das Messer zögernd in ihren Gürtel. „Ich kämpfe nicht mit Mädchen“, sagt er. „Du kannst gehen.“ Er tritt ein Stück zur Seite und wundert sich, wie schwer es ihm fällt. Das Mädchen schlägt die Arme übereinander. „Warum soll ich gehen?“, fragt sie herausfordernd. „Ich war zuerst hier und ich habe vor zu bleiben.“ Da erst sieht er, dass sie an der rückwärtigen Höhlenwand eine Art Lager errichtet hat.

„Du wohnst hier?“, fragt er verblüfft. „Ich kann dir sogar einen Kräutertee anbieten“, sagt sie und lächelt zum ersten Mal. Doch gleich darauf wird ihr Gesicht wieder hart. „Wirst du mich verraten?“, fragt sie misstrauisch. „Wem?“, fragt er mit gerunzelter Stirn. „Den Ziegenhirten oben auf der Bergwiese?“ Sie tritt einen Schritt auf ihn zu und hebt stolz den Kopf. Aber statt der hochfahrenden Antwort, die ihre Haltung ankündigt, sagt sie nur: *vielleicht*.

„Nein“, sagt er. „Ich verrate dich nicht. Der Preis für mein Schweigen ist dein Tee und ...“ – Er deutet auf ihren Gürtel – „... ein Lied.“ „Über Ziegenhirten?“, fragt sie angriffslustig. Er lacht. „Meinetwegen kann auch der Gott der Hirten darin vorkommen“, meint er. „Wenn es nur gut klingt.“

Ich halte die Erinnerung fest, obwohl sie weh tut. Meine erste Begegnung mit Meny. Meine erste Begegnung mit einem Gleichaltrigen, der mehr in mir weckte als Abwehr und Widerstand. Ich rufe mir die Melodie in Erinnerung, die ich für ihn auf meiner Flöte spielte.

Ziegenfüßig war Hirtengott Pan, als er geboren,
Sohn einer Nymphe und des flüchtigen
Boten der Götter. Struppig und haarig
am Körper, wild und rebellisch im Herzen.

Ziegenfüßig war Pan, seine Mutter erschrak und
floh, das Kind bergend vor seinem Vater
In Furcht. Sie liebte es trotz seiner Makel,
doch fürchtete sie Hermes' Enttäuschung.

Ziegenfüßig war Pan, doch kein anderer Sohn,
schwor der Götterbote, sei ihm lieber als dieser.
Brächte ja Fröhlichkeit unter die Götter und
Witz und Spiel in die Wiesen und Wälder.

Ich habe oft gedacht: Hätte Laios seinen Sohn angesehen und liebgewonnen wie Hermes den kleinen Pan, so hätte er ihn bei sich behalten und niemals wäre geschehen, was später geschah. Der Spruch Apolls wurde nur wahr, weil die Menschen unmenschlich waren.

Die Sphinx

„Was denn, Neumalkluge, ist der Mensch?“, fragt auf einmal eine schallende Stimme. Ich hebe den Kopf, noch immer, ohne zu sehen. Die Hitze raubt mir die Besinnung. Dann aber schließe ich geblendet die Augen. Ein goldener Schein durchdringt das Dunkel, so gleißend und hell, dass mir schwindelig wird. Ich kann mich erheben und dem Schein folgen. Ich überlege nicht, ob es richtig oder falsch ist. Ich gehe.

Das goldene Gleißeln nimmt rasch Gestalt an. Ich sehe das Gesicht einer jugendlichen Göttin. Sie trägt wiederum die Züge der Artemis. Doch diesmal ist sie um so viel heller, als die andere dunkler war. Sie lächelt und es kommt mir so vor, als entspringe der goldene Glanz allein diesem Lächeln. „Danke, Herrin“, flüstere ich. „Danke, dass Sie nach mir sehen.“

„Ich habe dir eine Frage gestellt“, sagt die helle Göttin, ohne eine Miene zu verziehen. „Du entrinnst mir nicht durch Schmeichelei. Antworte oder gib alles Hoffen und Leben verloren.“

Was ist der Mensch?

Ist das eine Frage, deren Beantwortung einen so hohen Preis wert ist? Mein Trotz regt sich. Ich möchte eine andere Frage verlangen. Und dann: Warum, warum überhaupt soll ausgerechnet ich Rede und Antwort stehen? „Ich bin die, die Fragen stellt.“ Bevor ich zu Ende gedacht habe, habe ich meinen letzten Gedanken geäußert. Da klingt es, als ob eine Peitsche geschwungen wird. Meine Augen suchen die Ursache des Geräusches und zum ersten Mal blicke ich hinter das Lächeln der Göttin.

Ihr Körper ist anders, als ich erwartet habe. Mit einem Keuchen der Überraschung erkenne ich: Die Göttin hat den Leib einer übernatürlich großen, makellos schönen, unermesslich kraftvollen ... *Löwin*. Es ist der Löwenschwanz, der missbilligend auf und ab peitscht. „Gerade von dir werde ich keinen Widerstand dulden“, sprechen die Lippen der lächelnden Göttin sanft. Zugleich aber hebt sich die vordere Pranke der Löwin und schlägt nach mir. „Tochter meines *ärgsten Feindes*.“

„Ich bin schon geschlagen“, sage ich und strecke den Arm mit Artemis' Pfeil nach ihr aus. Die Löwenpranke trifft mich nicht. Der gewaltige Körper steht wieder still. Angesichts des betörenden Lächelns der Göttin ist es leicht, ihn zu übersehen oder, nach einem Blick, zu vergessen. „In der Tat“, sagt die Sphinx. „Doch nicht so ... *vernichtend* wie ich.“

Ich denke an meinen Vater, Oidipous, und daran, was man von ihm erzählt. Er habe die Rätselfrage gelöst, die die Sphinx vor Kadmos' Burg allen Fremdlingen vorlegte. Er habe damit den Bann der lächelnden Göttin gebrochen. Sie sei in die Tiefe gestürzt, er aber sei König von Theben geworden und der Gemahl der jüngst verwitweten Königin.

„Ihnen ist kein Unrecht geschehen, Herrin“, sage ich. „Sie selbst setzten die Bedingungen fest. Mein Vater hat sie erfüllt.“ „Meinst du?“ Das Lächeln vertieft sich. Ich gewinne es lieb. Ich erkenne darunter viel Traurigkeit. Ich fühle wie sie.

Nur dass ich nicht lächle ...

Sie verschont mich und lässt mich sehen, was damals geschah, aus ihrer Sicht.

„Sei die Wächterin des siebentorigen Thebens und seiner Königin“, sprach Phoibos Apollon zu mir. „Sorge dafür, dass niemand der Stadt zu nahe tritt oder der Königin. Weder braucht die Stadt einen neuen König noch einen neuen Gemahl die Königin.“ Ich staunte, denn die Säulen der Ordnung, die der Herr des Orakels von Delphi aufrechterhält, heißen *Königsherrschaft* und *Ehe*.

„Ich schulde dir keine Rechenschaft“, sagte Apollon brüsk, als er meinen fragenden Blick sah. „Die Königin regiert besser allein“, erklärte mir an seiner Stelle seine Schwester Artemis, die auch zugegen war und voller Ungeduld schien. „Von der Ehe aber hat sie für ihr Leben genug.“ Sie wechselte einen viel sagenden Blick mit Apoll. „Sie hat mir Keuschheit gelobt, am Todestag ihres grausamen Mannes.“

„Gut“, sagte ich, denn ich fand, dass die Aufgabe würdig sei und mir ein ungefährdetes Leben versprach. Auf der Burg des Kadmos zu hausen, hoch über der Stadt, und die Wege zu bewachen, die zu den sieben Toren führten, schien mir ebenso leicht wie gerecht. „Ich werde jedem, der naht, eine Frage stellen. Wer nicht antwortet, der sei verloren.“ Ich hob eine meiner verhassten Löwenpranken, um zu zeigen, was ich meinte. „Dann Sorge dafür, dass deine Fragen schwer genug sind“, befahl Artemis. „Andernfalls kehrst du in den Tartaros zurück, wohin du gehörst“, fügte Apollon hinzu. Ich hätte ihm am liebsten einen kräftigen Prankenhieb versetzt.

Stattdessen musste ich gehorchen. Ich bezog meine neue Stellung und richtete mich ein. Wann immer mir ein Mann gegenübertrat, schaute ich in seine Seele und wusste, was er nicht wusste. Dann erst stellte ich meine Frage. Keiner der Narren hatte eine passende Antwort.

Es waren nicht wenige, die es wagten. Denn der Preis war hoch. Iokastes Bruder Kreion, der sich von fern als Regent von Theben verstand, hatte bekannt geben lassen, dass die Königsherrschaft und die Hand der Königin dem gehören sollten, der das Ungeheuer von Kadmos' Burg vertreibt. *Ungeheuer* ... Ich wünschte, er selbst wäre mir gegenübergetreten! Ihn hätte ich mit Wonne zerfleischt. Wie viel lieber hätte ich Kreions Blut gesehen als das all der Arglosen, die sich für Helden hielten und glaubten, keiner Mutprobe aus dem Weg gehen zu dürfen.

Eines Tages traf ein Junge ein, dem die Verwirrung ins Gesicht geschrieben stand. Er hatte keine Ahnung, wer er war. Woher er kam oder wohin er wollte. Er irrte umher, getrieben von einem Orakelspruch, der sagte, er werde seine Mutter allzu sehr lieben und seinen Vater erschlagen. Ich sah ihn an und wusste sofort, was ich ihn fragen musste. Breitbeinig stand er vor mir, bei aller Unsicherheit stolz auf seine Stärke und seine Jugend. Dass er ein Kind gewesen war, das an der Hand der Mutter hing, hatte er vergessen. Dass er einmal ein Greis sein würde, der keinen Schritt vor den anderen setzen konnte, hatte er noch nicht bedacht.

„*Chaire*“, sagte er und zog sein Schwert. Ich lächelte. Der Gruß war leer, die Waffe ohne Sinn. „Du bist schön“, sagte er. „Warum willst du mir widerstreiten? Sag: bin ich nicht auch schön?“ „In der Tat“, sagte ich, bevor ich mich darauf besann, dass ich niemandem zu antworten hatte. Ich lächelte, denn seine freche Art bereitete mir Vergnügen.

„Dann lass uns die Herausforderung vergessen“, sagte der Junge. „Sieh, ich bin jung und heimatlos. Mein Leben will ich behalten und einen Thron möchte ich gern erobern. Die Königin hingegen scheint mir zu alt. Ich würde mein Lager gern mit einem jungen, schönen Mädchen teilen – so wie dir.“ Ich lächelte, denn lange hatte kein Junge mehr so unbefangen um mich geworben.

Und Kreion nennt mich Ungeheuer!

„Komm näher“, sagte ich. Sieben Schritte hatte er zu gehen von dort, wo er stand, bis zu mir. Sieben Schritte, die genügten, ihn zu verraten. Er zog das linke Bein ein wenig nach, so als sei er am Knöchel verletzt. „Wie heißt du?“, fragte ich ihn. „Sie nennen mich Oidipous“, sagte er bitter. „*Der mit dem verletzten Fuß* – so rufen sie mich. Denn ich habe weder einen richtigen Namen noch kenne ich meine Herkunft.“

„Du darfst mich küssen“, sagte ich lächelnd, „... bevor ich dir die Frage stelle, die über Leben und Tod entscheidet.“ Ich sah das Funkeln in seinen Augen und wusste: So leicht würde er es mir nicht machen. „Nein“, sagte er prompt. „Sondern: Verzichte auf den Streit. Dann werde ich dich küssen.“ Ich bewegte mich nicht. Auf einmal hoffte ich, er könnte meinen Löwenleib übersehen. „Nun, genau genommen“, sagte ich und lächelte, „ist es kein Streit. Sondern eine Prüfung. Eine Prüfung mit immer dem gleichen Ausgang.“

„Ich habe mich immer gefragt“, sagte er langsam: „Was geschieht, wenn deine Frage beantwortet wird?“ Er sah mir in die Augen. Vielleicht, dachte ich, vielleicht erkennt er mich wie ich ihn. „Das geschieht nicht“, sagte ich lächelnd. „Warum nicht?“, fragte er. „Betrügst du?“ Ich musste mich anstrengen, um mein Lächeln nicht zu verlieren. „Ich stelle jetzt meine Frage“, sagte ich steif.

Ich versuchte, mich zu erinnern, an welche Frage ich nach meinem Blick in seine Seele gedacht hatte. Aber ich fand es schwierig, mich zu konzentrieren. Mir schien, dass der Junge

und ich nicht mehr allein waren. Seitdem er die sieben Schritte gemacht hatte, hatte ich das Gefühl, dass wir beobachtet wurden und dass die, die uns beobachtete, näher trat.

Ich dachte an Iokaste, die Königin. Denn ich war oft genug Zeugin geworden, wie sie in der Abenddämmerung über die Berge wanderte, ruhelos, von blinder Hoffnung getrieben, wie sie Hirten befragte und Spuren suchte ... einen Sohn, den sie siebzehn Jahre zuvor unter Schmerzen geboren hatte und unter Qualen hatte weggeben müssen, wegen der Drohung ihres Gatten, im zweifelnden Vertrauen auf das Versprechen einer Göttin. Ebenso oft war ich Zeugin geworden, wie sie im Dunkel der Nacht unverrichteter Dinge zurückkehrte, müde und traurig, doch niemals gebrochen. Wie ich, dachte ich dann, wie ich tut sie stets dasselbe und stets zu demselben Ende.

Ich dachte an jenem Abend, als Oidipous bei mir war, dass Iokaste ihn auf ihrem Weg erspäht hatte und verstohlen hinzugetreten war, um ihn versagen und sterben zu sehen.

Von der Ehe hat sie ihr Leben lang genug ...

Die Worte der Göttin waren mir noch im Ohr. „Warum zögerst du?“, fragte Oidipous mich herausfordernd. „Überlegst du, ob mein Kuss nicht doch besser schmeckt als mein Fleisch?“ „Das würde er zweifellos“, entgegnete ich mit einem tief empfundenen Lächeln. „Doch diese Angelegenheit hier ist leider keine ... *Frage des Geschmacks.*“

Wieder steht er breitbeinig und fuchtelte mit dem Schwert. „Und wenn ich dich umbringe?“, fragte er unbefangen. „Wenn ich dich umbringe, bevor du fragst? Dann hätte ich noch nicht verloren.“ „Finde es heraus!“, sagte ich, einem Impuls folgend, den ich selbst nicht verstand. Ich sah ihm fest in die Augen, ohne Lächeln, und bot ihm die Löwenbrust zum Schwertthieb dar. Oidipous erwiderte den Blick und ich sah, dass er zuschlagen würde. Sein Verlangen nach einer Heldentat und nach der Königswürde war stärker als der Bann meiner Schönheit. Ich hatte mich getäuscht. Er hatte längst erkannt, dass ich war, was Kreion sagte. *Ungeheuer.*

„Meine Frage lautet ...“, begann ich.

„Oidipous“, sagte auf einmal eine weibliche Stimme. „Verzichte. Verzichte auf Theben und auf die Königin, die du nicht liebst. Flieh und komm nie wieder. Dann wirst du leben.“ Ich brauchte mich nicht umzuschauen. Ich hatte mich nicht getäuscht. Königin Iokaste war zu uns getreten. Sie stand schräg hinter mir und zeigte sich dem Jungen.

„Herrscherin“, sagte der Junge und verneigte sich. „Ich hoffe, ich habe Sie nicht beleidigt.“ Er wurde rot, denn er erinnerte sich an seine Worte über das Alter der Königin. „Tu, was ich sage!“, befahl Iokaste und ihre Stimme klang wie das Machtwort einer Göttin. „Tu, was ich sage. Dann ist es vergeben und vergessen.“ Das wiederum hörte sich an wie ein Gebet. Ich verstand sie nicht. Sie sprach, als liege ihr an dem Jungen. Und doch schien sie ihn nicht zu begehren.

„Meine Mutter ...“, sagte Oidipous langsam, „hat schon vor Jahren aufgegeben, mir ... Befehle erteilen zu ... wollen.“ Ich lächelte. Sie hatte verloren. Und er mit ihr. „Meine Frage lautet“, sagte ich wieder: „Was ist das?“

Vierbeinig erst,
zweibeinig dann,
drei Beine hat es

am Ende.

„Flieh!“, schrie die Königin. „Er kann nicht mehr fliehen“, sagte ich. „Er hat meine Frage gehört. Er antwortet oder verliert.“ „Flieh!“, schrie die Königin und stürzte sich auf mich. Sie hatte einen Pfeil in der Hand, einen Pfeil mit einer elfenbeinernen Spitze. Ich kannte den Pfeil und wusste, er war mir gefährlich.

Mein Löwenkörper bäumte sich auf. Ich musste mein Gesicht vor der Königin schützen. Sie aber war schneller als ich und traf meinen Hals, bevor mein Leib sie zu Boden warf. Mein Blut floss und ich spürte, wie der Schmerz erwachte, der in meinem Löwenleib geschlafen hatte.

*Was nützt ein hübsches Gesicht,
wenn es das Versprechen, das es gibt,
niemals erfüllt?*

Der Junge stürmte heran und hieb wild mit dem Schwert auf meine schlagenden Pranken. Ja, dachte ich benommen, ja, weiter so, Junge. Schlag diesen hässlichen Leib, schlage ihn tot und bringe ihn um.

Befreie ... befreie ... mich.

„Gib die Königin frei!“, schrie Oipidous. „Sie soll nicht für mich sterben!“ Da begriff ich, dass es Iokaste war, die er befreien wollte. *Nicht mich ...* Und ich erhob mich von dem Körper der Königin und wendete mich gegen ihn. „Flieh!“, rief Iokaste ein drittes Mal. Sie erhob sich behände und trat an seine Seite. Er aber schob sie hastig hinter sich und stieß das Schwert in meine Schulter. Zornig schüttelte der Löwenkörper die lächerliche Waffe ab. Kein Schwert würde ihn je verwunden! Ein Prankenschlag schlitzte dem Jungen die Seite auf. Der nächste zielte auf sein Gesicht. „Lass ab von ihm!“, befahl mir die Stimme einer Göttin. „Er wird antworten!“

Die Stimme einer Göttin. Genaueres konnte ich nicht erkennen. Es hätte Artemis sein können, die Einspruch erhoben hatte, aber strenger und kälter, als es ihr zu Gesicht stand.

*Zumal ich Apoll allein dienstbar bin.
Nicht seiner Schwester.*

Es hätte eine härtere, dunklere Artemis sein können. Aber in Wahrheit waren wir allein, der Junge, die Königin und ich. Und wer immer gesprochen hatte – das Wort war machtvoll genug, den Löwenkörper zu bannen. Er wich zurück und wurde steif. Und ich wartete und lächelte und noch immer rann ein wenig Blut aus meiner Pfeilwunde in den Löwenpelz. Iokaste beugte sich vor und wollte dem Jungen, der gestürzt war, auf die Beine helfen. Er aber schüttelte ihre Hand ab und kam aus eigener Kraft wieder hoch. Blutüberströmt stand er vor mir und starrte mich an.

„Du warst es nicht“, sagte er zu meinem Gesicht. „Es war nur dein grausamer Leib.“ Ich lächelte vor Erstaunen und Dankbarkeit. Wann hatte jemand diesen Unterschied jemals bemerkt?

Einen Unterschied, der mir alles bedeutete.

Innerlich dankte ich der mächtigen Dunklen, die ihr Wort zwischen ihn und mich geworfen hatte, bevor er vernichtet war. „Aber das ist nicht die Antwort auf meine Frage“, zwang ich mich dennoch zu sagen. Er senkte den Blick. Ich sah, er dachte nicht an die Antwort. Er hatte die Frage vergessen. Da tat ich, was ich nicht durfte, und wiederholte die Frage für ihn.

Vierbeinig erst,
zweibeinig dann,
drei Beine hat es
am Ende.

Ich wusste, während ich es tat: Damit gab ich mich in seine Hände. Denn während ich sprach, flüsterte Iokaste dem Jungen die Antwort ins Ohr. Und der Junge ... der Junge stand da, blutend, verwirrt, breitbeinig – voll Stolz auf seine Jugend und seine Stärke, voll Ehrgeiz, geschmeichelt von der Anteilnahme einer Königin und einer Gottheit – und ohne Mitleid und ohne Zögern antwortete er mir mit lauter, klarer Stimme: „Das ist der Mensch.“ Er wusste, was er tat. Er stieß mich zurück in das ewige Dunkel.

„Was haben Sie erwartet?“, frage ich. „Dass Oidipous um Ihretwillen falsch antwortet?“ „Hätte er das nicht tun sollen?“, fragt die Sphinx zurück. „Angesichts einer gefangenen Göttin, deren Leben an seiner Antwort hängt?“ „Auch *sein* Leben, nicht wahr?“, bemerke ich. „Na und?“, sagt sie. Auf einmal bin ich sie leid. Ich kann ihr Lächeln nicht mehr ertragen.

„Also gut“, sage ich ärgerlich. „Ich gebe Ihnen eine Antwort auf die Frage, die Sie mir stellten: Was ist der Mensch?“

*Nur eine. Eine von vielen.
Um nichts weniger wahr.*

Ich hebe den Kopf und sehe in ihre hellen Augen. „Das Leben jedes einzelnen Menschen ist wertvoll“, sage ich laut und klar wie mein Vater. „Da es unwiederbringlich ist, ist es wertvoller als das Leben einer *Gottheit*.“

Die Sphinx zuckt zusammen. Damit hat sie nicht gerechnet. Der Löwenleib bäumt sich auf wie vor Iokaste und Oidipous. Der Mädchenmund öffnet sich zu einem Schrei. Aber er bleibt stumm. Denn in demselben Augenblick ertönt ein rollender, alles betäubender Donner. Das lächelnde Gesicht der Göttin verschwindet. Der Löwenleib streckt sich und bläht sich. Ehe ich begreife, was geschieht, bin ich von den Windungen eines Schlangenkörpers umgeben. Sie sind dicker als zuvor der Löwe und ich weiß: Wenn eine der Schlingen sich um mich zusammenzieht, kann nichts mich davor bewahren, zerquetscht zu werden.

Python

Die Schlange hebt ihr Haupt und blickt sich nach mir um. Es ist ein Drachenkopf mit zackigen Kämmen, roten, Feuer schnaubenden Nüstern und blutunterlaufenden unbeweglichen Augen. Ich fühle, wie diese Augen mich gleichzeitig abstoßen und anziehen. „Wo ist die Sphinx?“, frage ich verwirrt. „In mir“, sagt der Drache und lacht glucksend. Ich beginne zu ahnen, mit wem ich es zu tun habe. „Python!“, rufe ich erleichtert. „Du wirst mir nichts tun!“

„Wie ... kommst ... du ... denn ... darauf?“ Bei jedem Wort, das der Drache spricht, zieht er seine Schlingen fester. Ich bekomme kaum noch Luft. Aber schlimmer noch ist die Angst. „Es heißt, Apollon habe dich besiegt und gezähmt“, flüstere ich heiser. „Und dass du ihm dienst.“ Pythons Kopf kommt näher. Ich rieche Brand und Schwefel. Der heiße Hauch seiner Nüstern versengt mein Haar. Ich kann nichts tun, als still halten. „Du erinnerst mich an meine größte Schmach“, zischt er.

„In Apollons Namen“, sage ich und hoffe, dass er nicht merkt, wie unsicher ich mir bin. „In Apollons Namen: Du darfst mir nichts tun. Ich bin Antigone.“

*Hat Artemis nicht gesagt, Apollon müsse auf mich achten?
Kann er nicht endlich einmal auf meiner Seite sein?*

Der Drache sperrt sein Maul auf und bläst mir Feuer ins Gesicht. Ich kann nicht mehr sehen. Ich schließe die Augen und heiße die Tränen willkommen. Vielleicht können sie den Brand löschen, der mich getroffen hat. Ich möchte mich schützen, doch meine Arme sind an den Körper gefesselt. Ich winde mich, kämpfe um ein kleines Stück Bewegungsfreiheit, damit ich mich wegrehen kann. Der Schlangenleib aber hält unnachgiebig fest. Endlich gelingt es mir, die rechte Hand zu heben. Der Pfeil der Artemis bohrt sich in die dicke Schlangenhaut und bricht ab, dünn und harmlos wie eine Piniennadel.

Dennoch geht ein Ruck durch den gewaltigen Körper und meine Bedrängnis wird ein wenig leichter. „Bei Mutter Gaia!“, ruft Python. „Was ist das? Was hast du da?“ „Einen Pfeil der Artemis“, keuche ich. „Er steckte auch bereits in meiner Brust.“ „Zieh ihn heraus!“, schnauft das Untier. „Zieh ihn sofort aus meiner Haut!“ Verwundert erkenne ich, dass der kleine Stich ihn beunruhigt. Ich gehorche nicht. „Was bekomme ich dafür?“, frage ich, frecher als mir zumute ist.

„Drei Antworten“, ächzt der Drache. „Ich vermute: deshalb bist du hier.“ Aus seinen Nüstern quillt schwarzer Rauch. „Drei Antworten“, wiederholt er. „Wenn du nur endlich den Pfeil herausziehst!“ Das Leben hat mich gelehrt, nicht zu vertrauen. Ich rühre mich nicht. „Antworte erst“, verlange ich.

„Möge der Tartaros dich verschlingen“, flucht Python und schüttelt seine Schlingen, dass der Untergrund bebte. „Das hat er“, sage ich und fühle mich auf einmal vollkommen verloren. „Stelle deine Fragen!“, fordert Python. „Rasch! Bevor dieser Pfeil ... mich ... vergiftet.“

Drei Fragen ...

Dreiunddreißig fallen mir ein und keine davon kann ich nennen. Ich habe noch nicht verstanden, was die Sphinx mir gezeigt hat, noch nicht zu Ende gedacht, was Apollon und Artemis angedeutet haben, selbst Eros' Lied ist mir noch allzu unklar.

Drei Fragen ...

Mein ganzes Leben besteht aus Fragen. Und mit jeder Antwort, die ich finde, wird es fragwürdiger. „Ich kann nicht“, schluchze ich plötzlich. Ich weiß: Ich habe eine einmalige Gelegenheit. Nie wieder werde ich der Wahrheit so nah sein. „Ich kann nicht ...“ Ich ziehe den Pfeil aus der Wunde und sinke weinend zu Boden.

Persephone

Der Kopf der Schlange kommt näher. Der heiße Atem verbrennt meinen Nacken. Es ist gleichgültig. Ich kann nichts tun. Ich rühre mich nicht und weine. „Das war dumm“, sagt Python. „Das war großzügig“, verbessert eine andere Stimme.

Ich glaube, ich habe sie nie zuvor gehört: eine weibliche Stimme, befehlsgelehrt, aber freundlich. Sie erinnert mich an Hera. Aber es ist gleichgültig. Ich rühre mich nicht und weine.

„Dann werde ich sie jetzt verschlingen“, sagt der Drache. „Dann wirst du sie jetzt in mein Haus tragen und warten, bis ich mit ihr gesprochen habe“, sagt die Göttin. „Denn du schuldest ihr drei Antworten.“ Es hört sich an, als wolle sie mir helfen. Sie ist auf meiner Seite und sie betrachtet die Lage wie ich. Aber es ist gleichgültig. Ich rühre mich nicht und weine.

Der Drache nimmt mich in sein Maul. Das Feuer verbrennt mich von innen. Aber er beißt nicht und er schluckt nicht. Er hebt mich hoch und trägt mich und allmählich begreife ich, dass er tut, was die Göttin befahl. Er gehorcht! Sie muss eine sehr mächtige Gottheit sein. Ich bin so müde. Ich bin es so leid. So lange bin ich Hera allein verantwortlich gewesen. Auf einmal wandere ich von Hand zu Hand. Apollon und Artemis, eine Sphinx, ein Drache – und nun ...? Ich will es nicht wissen. Ich weine beharrlich weiter.

Nach einer Weile legt mich der Drache zu Boden. Aber es ist kein Boden, sondern ein weiches Bett. Es ist keine Schwärze um uns her, sondern heller Kerzenschein. Die Düsternis weicht und ich sehe Blumen. Der Drachenkopf zieht sich zurück und mit ihm die sengende Glut. Nass berührt meine Lippen. Nektar. Ich spüre eine Berührung auf meinem Gesicht und als ich blind taste, habe ich einen Zopf in der Hand. Verblüfft hebe ich endlich den Kopf, neugierig genug, um mich umzuschauen.

Über mich gebeugt ist der Kopf eines sehr jungen Mädchens mit langen goldblonden Zöpfen und arglosen blauen Augen. Sie erinnert mich an meine Schwester Ismene, obwohl Ismene schwarzhaarig war wie Mutter. Aber die Augen, das auffällige Blau. Aber diese Freundlichkeit ... dieses unübertroffen offene Lächeln! Als gäbe es nichts Böses im Leben und als könne niemand ihr Unrecht tun. Es hat mich oft zum Wahnsinn getrieben. Jetzt treibt es mich zu weiteren Schluchzern.

Aber Python hat ihr gehorcht ...

„Glaubst du wirklich, dass die grässliche Schlange brav draußen wartet?“, frage ich spöttisch, als meine Tränen mich endlich beschämen. „Ich bin mir sicher“, sagt das Mädchen und scheint meinen Zweifel nicht im mindesten zu verstehen.

Verirrt

„Glaubst du wirklich, dass unsere Brüder uns suchen und nach Hause bringen?“, frage ich Ismene, meine Schwester. Wir sind beide neun oder zehn Jahre alt. „Natürlich“, sagt Ismene und lächelt. „Sie haben es ja versprochen.“

Wir sind auf einen der weglosen Hügel gestiegen, die wie Wächter um Theben stehen. Unsere Brüder haben uns dazu überredet, obwohl es kleinen Mädchen natürlich verboten ist, allein durch die Gegend zu streifen. Prinzessinnen ist es sogar verboten, die Palastmauern zu verlassen. Ismene achtet Verbote mehr als ihren eigenen Willen. Dass sie diesmal dennoch auf Eteokles und Polyneikes gehört hat, liegt an den Versprechen, die sie uns gaben. Polyneikes hat gesagt, wir würden auf dem Hügel ein verstecktes Heiligtum der Artemis finden. Und Eteokles hat gesagt, er würde uns suchen und nach Hause bringen, wenn wir bis Mittag nicht zurück sein sollten. Inzwischen ist klar: Wir werden niemals rechtzeitig nach Hause finden. Wir haben uns verirrt. Oben ist nicht mehr oben und unten nicht mehr unten. Kein Pfad verläuft so, wie ich denke.

Wir stehen an einer Stelle, wo mehrere Pfade wie in einem Knäuel zusammenlaufen. Im dichten Unterholz des Hains ist der Verlauf der einzelnen Wege kaum ein paar Schritte weit vorherzusehen. „Ein Labyrinth“, sage ich zu Ismene. „Erinnerst du dich an die Sage von Theseus?“ Ismene nickt und runzelt die Stirn. „Das Labyrinth von Kreta hatte den Sinn, im Inneren festzuhalten, was einmal hereingekommen war. Das Ungeheuer und seine Opfer. Aber hier ...“ – Sie blickt suchend um sich – „handelt es sich um den Tempel einer guten Göttin. Er sollte dem Kommen und dem Gehen offen stehen.“ Das sieht Ismene ähnlich! Apollons Pythia, so nenne ich sie oft. Ismene liebt die Götter und ist stets auf der Suche nach Weisheit.

„Wenn die Jungen nicht bald kommen, wartet auf uns eine Menge Ärger“, sage ich ungeduldig. „Wir sagen, wir wollten zu Artemis beten“, sagt Ismene, die Ängstliche, ruhig. „Dann wird man uns loben.“ Ich stoße sie in die Seite, verärgert über so viel Einfalt. „Natürlich“, sage ich spöttisch. „Sie werden dir einen Ehrenkranz schenken.“

... und mir zwanzig Stockhiebe ...

„Meinst du wirklich?“ Ismene sieht mich prüfend an. Als sie erkennt, wie ich mich fühle, legt sie mir ihre Hand auf den Oberarm und streichelt mich tröstend. „Aber so weit wird es nicht kommen. Denn die Jungen halten ihr Wort.“ Ich weiß nicht, wie Ismene dazu kommt, Eteokles und Polyneikes zu vertrauen. Sie sind, wie Jungen sind. Wild und dumm. „Sie sind unsere Brüder“, sagt Ismene und geht entschlossen auf einem Pfad weiter, der aufwärts zu führen scheint.

„Ismene, wir suchen den *Rückweg!*“, sage ich unzufrieden, folge ihr aber, um nach dem richtigen Weg nicht auch noch meine Schwester zu verlieren. „Talwärts.“ Sie dreht sich überrascht nach mir um. „Ohne Artemis besucht zu haben?“, fragt sie mit mildem Vorwurf. „Aber wegen Artemis sind wir hier!“ Ein kleiner Vogel fliegt zwitschernd vorbei. Es klingt, als ob uns auslacht. „Hast du noch nie etwas von Aufgeben gehört?“, frage ich ärgerlich. Ismene lacht fröhlich auf. „Das musst gerade du sagen, Antigone!“, ruft sie. „Niemand ist beharrlicher als du.“ *Trotziger*, meint sie. Sturer. Dickköpfiger. So jedenfalls nennt es Mutter, wenn sie zum Stock greift. Wie auch immer: Ismene hat Recht. Aufgeben passt nicht zu mir.

Ich überhole und laufe den Pfad, den Ismene eingeschlagen hat, weiter. „Weiß auch nicht, was mit mir los ist“, murmele ich. Vielleicht, weil es nicht mein Plan war, das Artemision zu suchen? Weil ich einen Streich unserer Brüder argwöhne? Auf jeden Fall fällt es mir von Schritt zu Schritt schwerer, voranzuschreiten. Ich will es nicht finden. Ja, das ist die Wahrheit. Ohne zu wissen warum, will ich, tief in meinem Herzen, dieses Heiligtum nicht finden.

Hera, bist du es, die mich hemmt?

Es hat gewiss einen verborgenen Sinn.

Der dichte Wald ringsum öffnet sich plötzlich und wir stehen auf einer kleinen Lichtung. Unmittelbar vor uns erhebt sich ein schlichter, runder Tempel. Sieben Säulen, ein Standbild, ein kleiner Altar, blumengeschmückt. Wir haben das Artemision doch noch gefunden! Ismene seufzt leise. „Ich bin froh“, sagt sie. Ich weiß nicht warum. Ratlos sehe ich der Göttin ins Gesicht. „Warum verbergen Sie sich hier, Herrin?“, flüstert Ismene. Langsam und feierlich nähert sie sich dem Altar. Sie kniet nieder und hebt die Hände. Ich stehe verloren hinter ihr. Alles in mir will fort. Wenn ich auch nicht so fromm bin wie Ismene, so sind mir die Götter doch lieb und vertraut. Doch gerade vor Artemis scheue ich zurück. Die einsame Jägerin der Wälder ist mir unheimlich.

Vielleicht, weil Mutter sie vor allen fürchtet und ehrt ...?

Ich betrachte meine andächtige Schwester. Sie hat mich vergessen, denke ich. Sie ist ganz bei Artemis. Bei niemandem sonst. Unzufrieden wende ich mich ab und beginne, den Tempel zu umrunden. Ich weiß, dass Ismene davon träumt, unberührt zu leben wie die jungfräuliche Göttin. Wenn Mutter das hört, nickt sie mit ernsten Augen. Und schlägt dann Ismene, wie sie sonst nur mich schlägt. Mit aller Kraft der Lüge. Mutter, Ismene und ich wissen, dass die Prinzessinnen von Theben nicht unverheiratet bleiben dürfen. Ismene ist längst Kreions Sohn Menoikeus versprochen. Auf mich wartet Kreions zweiter Sohn, Haimon.

Der Fremde

Ich habe gerade die hintere Seite des Heiligtums erreicht, als ich auf einmal gedämpfte Stimmen höre. Zuerst denke ich an Ismenes gemurmelte Gebete. Denn das Geflüster dringt vom Tempel zu mir. Aber ich weiß, dass ich mich damit selbst betrüge. Es sind zwei Stimmen. Ein Mann und eine Frau. Und die Frauenstimme ist unverwechselbar. Ich will es nicht wissen. Aber ich weiß es. Es ist Mutter. Ich will auch nicht näher treten. Aber ich tue es. Leider ist mein zweiter Name Andreia.

Auf den Stufen des Tempels sitzen zwei in einer engen Umarmung. Auf den Stufen des Tempels der *jungfräulichen* Göttin! Ich sitze in einem blühenden Oleanderbusch und möchte in den Tartaros fliehen. Meine Mutter, die stolze Königin von Theben – mit einem fremden Mann. Meine strenge Mutter mit offenem Haar und gelöstem Gürtel. Meine beherrschte, kühle Mutter mit zitternder Stimme und Tränen in den Augen.

„... kommt nach dir. Auch, wie mir scheint, Eteokles. Bei Polyneikes habe ich Zweifel. Aber Antigone ...“

Der Mann ist jung und schön und ich hasse ihn. Warum muss er langes, helles Haar haben? Warum eine so sanfte und doch feste Stimme? Warum ist er so vollkommen ... anders als Vater?

„Aber du hast doch niemals, niemals das Lager mit ihm geteilt ...“

Warum berühren sie sich so zart, so innig? Ich wünschte, er würde sie zu Boden werfen und über sie herfallen. Ich wünschte, sie würde sich wehren, um sich schlagen und schreien. Ich wünschte, er täte ihr weh. Und sie ihm.

„Ich war ... nicht immer ... die Herrin meines Lagers ...“

Meine Mutter weint. Der Mann schweigt. So sitzen sie einfach nur da. Am Fuß der Stufen liegt der Bogen des Mannes. Ein Köcher mit Pfeilen. Ich möchte ... ich möchte ... hinlaufen. Die Waffen nehmen. Und schießen. Auf einmal habe ich eine harte Hand auf dem Mund. Einen Arm um den Hals. Eine zweite Hand hält mich an der Schulter. „Pst, Antigone!“ Das Flüstern ist so tonlos, dass ich die Stimme nicht erkenne. Ich lasse mich wegziehen. Das ist es ja, was ich am meisten will. Nur weg.

Gestellt

„Wir haben schon seit einiger Zeit einen Verdacht“, sagt Eteokles. Wir sitzen fern vom Tempel, gerade dort, wo die Wege sich kreuzen. Ismene wird hierher kommen, wenn sie mich sucht. Und Mutter, wenn sie heimgeht.

„Wir haben Mutter hier heraufgehen sehen, viele Male“, fährt Polyneikes fort. „Immer verstohlen, wenn Vater nichts merkt, mit ihrem dunklen Umhang, am frühen Morgen, in der Dämmerung.“ Ich rutsche unbehaglich zwischen meinen Brüdern hin und her. Allmählich nimmt in meiner erschrockenen Seele eine hässliche Hoffnung Gestalt an.

Von nun an haben wir Macht über Mutter.

Wir könnten ihr verwehren, uns je wieder zu schlagen ... Ismene könnte sich weigern, zu heiraten.

Polyneikes und Eteokles könnten ...

Ich hebe zweifelnd den Kopf und sehe sie an. Eteokles und Polyneikes. Auf den ersten Blick sind sie so ähnlich wie zwei Eier. Und doch hat jeder Eigenes. Eteokles hat Haar, so schwarz, dass kein Licht es je glänzen lässt. Seine Augen sind so blau wie nur Ismenes. Es ist ein Blau, das in ganz Hellas einzigartig ist. Polyneikes' Haar ist nur zum Schein auch schwarz. In seinen Tiefen birgt es Rot, so dass bisweilen, wenn er zornig ist, um seinen Kopf ein Wirbel Flammen fliegt. Die Augen haben keine Spur von Blau. Dunkelbraun, gemischt vielleicht mit einem Hauch von Mutters und von meinem Grün.

Ich habe keine Ahnung, was sie träumen. „Wir sind ihr nachgegangen“, sagt Eteokles. „Sie geht stets zum Artemision. Sie betet und sie wartet.“ Er spricht seltsam eindringlich. „Doch noch niemals, solange wir sie beobachten, traf sie den Mann“, fährt Polyneikes fort. Seine Stimme ist anders. Voller Eifer, denke ich, beinahe: *Gier*.

„Stets ist sie zurückgekommen, wie sie ging: unberührt“, sagt Eteokles. Ich sehe ihn überrascht an.

Unberührt.

Ich denke an Mutters offenes Haar und nicke. Ich weiß, was er meint.

Unberührt.

Sie hat den Mann erst heute getroffen. Aber erwartet hat sie ihn längst. „Was wird geschehen?“, flüstere ich. Eteokles setzt sich aufrecht und reckt den Hals. „Wir werden sie fragen“, sagt er und seine Stimme klingt drohend. „Wir könnten auch ... Vater ...“, deutet Polyneikes an. Sein Bruder schlägt sofort zu. „Das können wir nicht“, ruft er laut. „Nein, das können wir nicht“, bekräftige ich. Ich weiß, dass Eteokles Mutter schonen will. Ich aber denke an Vater.

Vater ist jünger als Mutter und ich weiß, dass er die Mägde unseres Haushalts gern über Nacht in sein Schlafgemach holt. Alle wissen es. Es ist nicht ehrenrührig. Eher im Gegenteil. Aber dennoch und vor allem hängt Vater an Mutter. Ich glaube, sie ist für ihn ... eine Göttin. Wenn Vater gesehen hätte, was wir heute gesehen haben ... ich fürchte: Das wäre das Ende.

„Antigone!“ Wir hören Ismenes Stimme, ängstlich, beinahe flehend. Ich springe auf, aber Polyneikes ist schneller. Er verschwindet zwischen den Büschen und kommt kurz darauf mit meiner Schwester wieder. Sobald ich sie sehe, weiß ich: Ich kann es ihr nicht sagen. „Siehst du?“, sagt Ismene mit einem erfreuten Lächeln zu mir. „Unsere Brüder sind gekommen, wie sie es versprochen haben!“ „Weil das zu ihrem Plan gehörte“, sage ich bitter.

„Still!“, befiehlt Polyneikes, der wie ich und Ismene noch immer steht. Eteokles hockt am Boden, als sei er vollkommen unbeteiligt. Wie auf Absprache treten Polyneikes und ich einen Schritt zurück in die Büsche. Ich fasse nach Ismenes Arm und ziehe sie mit mir. Im nächsten Augenblick hören wir flüchtige, beflügelte Schritte. Dann steht Mutter mitten zwischen uns. Allein, wie wir es erwartet haben. Sie hält die Arme erhoben. Anscheinend ist sie dabei gewesen, im Laufen ihr Haar hoch zu stecken. Jetzt lässt sie die Hände sinken und ihr schwarzes Haar fällt in dichten Wellen über ihre Schultern.

Sie sieht nur Eteokles. „Was tust du hier?“, fragt sie in ihrem gewohnten kühlen Tonfall. „Das frage ich dich, Mutter.“ Eteokles hat sein Gesicht gehoben und sieht ihr fest in die Augen. Ich sehe darin, was ich immer sehe, wenn Eteokles unserer Mutter gegenüber steht. Er liebt sie. Aber jetzt ist etwas Neues hinzugekommen. Er liebt sie und er fürchtet, dass er sie hassen muss.

Ich wage einen Blick in Mutters Gesicht. Ich erwarte Zorn, der das Schuldbewusstsein leugnet, so wie ihre Strenge stets den Schmerz verhüllt. Stattdessen scheint es mir, als hätte sie ... Mitleid.

Aber Mutter kennt kein Mitleid.

„Frage nicht, Eteokles“, sagt sie mit ruhiger Stimme. „Ich will nicht lügen. Aber die Wahrheit liegt unter dem Siegel eines heiligen Schwurs.“ Mein Bruder sieht sie noch immer an. Aber sein Blick wird bereits weicher. „Willst du damit sagen, Mutter“, ertönt Polyneikes' Stimme herausfordernd, „das, was wir gesehen haben, war etwas anderes als ein *Schäferstündchen*?“ Mutter wendet sich langsam zu ihm um. Vielleicht braucht sie Zeit, um sich neu zu fassen. „In der Tat, Polyneikes“, sagt sie mit Würde. „Es war etwas vollkommen anderes.“

Ihre Stimme klingt, wie sie niemals zuvor geklungen hat. Beschwörend, möchte ich sagen. Noch immer schilt sie uns nicht, weil wir ihr nachgespürt haben, noch weist sie unsere unbotmäßigen Fragen zurück. Das heißt, denke ich mit sinkendem Mut, dass es ernst ist. Viel ernster, als meine Geschwister vermuten. Ismene klammert sich an meine Hand. „Antigone“, flüstert sie drängend. „Worüber redet ihr?“

„Deine Mutter, du kleine Unschuld“, sagt Polyneikes und ich merke, dass seine Erbitterung weiter wächst, „hat sich mit einem Liebhaber getroffen – unter den Augen der jungfräulichen Göttin!“ Er ist noch trotziger als ich, denke ich. Auf einmal fühle ich mich ihm sehr nah. „Nein“, sagt Ismene, bevor Mutter oder ich reagieren. „Das kann nicht sein. Die Göttin hätte es nicht geduldet.“ Ich unterdrücke ein Lächeln, das sie verletzt hätte.

Mutter aber tritt nahe an Ismene heran und fasst unter ihr Kinn. „So ist es“, sagt sie und streicht meiner Schwester sanft über die Wange. „Und lasst euch gesagt sein: ...“ – Mit einem Ruck wendet sie sich mir und meinen Brüdern zu – „Die Göttin wird auch nicht dulden, dass mir mein Geheimnis entrissen wird. Schweigt und vergesst – oder sie wird euch strafen.“ Am Ende ist ihre Stimme die Stimme der Göttin. Sie hat ein Machtwort gesprochen, und als sie Polyneikes, Eteokles und mich der Reihe nach scharf ansieht, müssen wir alle die Köpfe senken. „Gut, Mutter“, sagt Eteokles und Polyneikes murmelt: „Ja, schon gut ...“ Nur ich bleibe stumm.

„Wir hatten sie in der Falle“, sage ich später zu Polyneikes, als wir langsam den Hügel hinabsteigen. Mutter ist mit Ismene vorausgegangen, stolz und unangefochten. Eteokles hält sich weder zu ihr noch zu uns. Er ist auf einem anderen Pfad davon gelaufen. „Wie ist es nur möglich, dass wir am Ende alle vor ihr standen und *ja, Mutter* sagten?“ Ich glaube, den kleinen Vogel vom Hinweg wiederzuerkennen. Jetzt ist er still. „Sie steckt mit der Göttin unter einer Decke“, bemerkt Polyneikes düster.

Ich hasche nach einem Schmetterling, um nicht gleich antworten zu müssen. Ich denke nicht anders als mein Bruder. Und doch ... „Es ist aber schwer vorstellbar“, meine ich schließlich, „dass ausgerechnet Artemis einen Ehebruch decken sollte ...“ Da lacht Polyneikes. „Schwester, du bist nicht halb so klug, wie du meinst“, spottet er. „Ich halte mich nicht für klug und ich bin's nicht“, sage ich bitter. „Welches Mädchen in Hellas hätte wohl die Möglichkeit, klug zu sein?“

Es ist einer meiner wundesten Punkte. Klugheit, denke ich, müsste vom Reden kommen, hin und her, bis einer den anderen überzeugt. Aber wer spricht mit einem Mädchen? Wer erlaubt ihr, Fragen zu stellen und zu widersprechen? Wenn Vater nicht ab und zu eine Ausnahme machte – ich wäre ebenso arglos wie Ismene.

„Schon gut“, sagt Polyneikes und ärgert sich, dass er mich abgelenkt hat. Denn er möchte etwas Wichtiges loswerden. „In Kantharis“, sagt er, als verrate er ein großes Geheimnis, „dort, wo Mutter und Onkel Kreion aufgewachsen sind, verehrt man die gleichen Götter wie hier. Aber man *versteht* sie anders.“ Ich bleibe stehen und sehe ihn abwartend an. „Artemis zum Beispiel“, sagt Polyneikes, „gilt als Göttin der Fruchtbarkeit. Als solche muss sie ... in hellen Mondnächten ... zur Zeit der Sonnenwende ... bei einem schönen Jüngling liegen.“ Er spricht langsam und genießt jedes Wort, das er sagt. „Und ebenso halten es ihre Dienerinnen.“

„Das hat mit Mutter nichts zu tun“, sage ich rasch. Ich weiß, dass ich mich anhöre wie Ismene. Aber auf einmal kann ich das anzügliche Grinsen meines Bruders nicht mehr ertragen.

An diesem Tag wird niemand bestraft. Mutter sagt, sie sei mit uns auf einen Hügel gestiegen, um aus der Höhe die Schönheit der Stadt zu bewundern.

Erinnere dich!

„Glaubst du wirklich, dass die grässliche Schlange brav draußen wartet?“, habe ich das geheimnisvolle Mädchen mit den Zöpfen gefragt, das mich – anscheinend – gerettet hat. „Ich bin mir sicher“, hat das Mädchen wie selbstverständlich geantwortet. Und dann habe ich, ohne es zu wollen, einen längst vergessenen Tag meines einstigen Lebens noch einmal erlebt. Wirklich *erlebt*. Bis ins Denken und Fühlen hinein ist es mir vorgekommen, als sei ich meinen Geschwistern wieder begegnet.

Und Mutter.

„Was machst du mit mir?“, fahre ich das Mädchen an. Ich setze mich auf und sehe sie an. Sie sitzt auf der Kante der Liege, auf die ich gebettet bin, allzu nahe bei mir. Das kerzenerleuchtete Zimmer ist nicht groß, aber bunt. Und es duftet nach Blüten. „Ich *erinnere dich*“, sagt sie sanft. „Hast du nicht vorhin gesagt, du müsstest dich erinnern? Dein ganzes Leben bestehe aus Fragen und du kämst nicht damit zurecht?“

Nein, Herrin, *gesagt* habe ich das gewiss nicht. Nicht einmal *gedacht*, nicht in dieser Klarheit.

Das Mädchen nimmt mir den abgebrochenen Pfeil aus der Hand, den ich noch immer festhalte. „Du kommst von Artemis?“, fragt sie mit hochgezogenen Augenbrauen. „Nicht auf dem geraden Weg“, murmele ich. Das Mädchen lächelt. „So viel ist deutlich“, meint sie. Dennoch bleibt die Frage zwischen uns bestehen. In wessen Dienst ich stehe. Wem ich angehöre. Artemis anzugehören, das kann ich spüren, wäre auf eine rätselhafte, mir unverständliche Weise falsch. „Ich diene nicht Artemis“, sage ich.

Seitdem ich im Tartaros bin, habe ich mich noch nicht auf Hera berufen. Doch auf einmal scheint es mir wichtig, etwas Sicheres über mich sagen zu können. „Ich bin Heras dritte Dienerin. Andreia.“

Und ich wünschte, ich hätte, als sie mich vor die Wahl stellte, den zweiten Weg gewählt. Bei ihr zu bleiben und niemals Apollon unter die Augen zu treten.

„Du hättest dir viel Angst und Schmerz erspart, wenn du das eher gesagt hättest“, meint das Mädchen, ohne sich anmerken zu lassen, wie sie zu meiner Herrin steht. „Warum hast du es verschwiegen?“

Ich bin nicht in Heras Namen hier.

Ich sage es nicht. Mag sein, dass es mir neue Feindseligkeiten eintrüge. Mag auch sein, dass es, im Kern, nicht wahr ist. „Die Herrin hat mir befohlen, zu ihr zurückzukehren, wenn ich die Antworten gefunden habe, die ich suche“, sage ich, so ehrlich ich kann. „Dann solltest du dich ernsthaft bemühen“, sagt das Mädchen. „Ich weiß, dass die Königin nicht sehr geduldig ist.“ Ich seufze. Das weiß ich auch. Aber ich habe lange nicht mehr daran gedacht.

Die Pest

Mutter hat mir verboten, mein Zimmer zu verlassen, bevor meine Handarbeit fertig ist.

Ich bin zwölf oder dreizehn. Ich hasse das Blumenmuster, das ich sticken soll, ebenso sehr wie die, die den Befehl gab. Ismene kann mir nicht helfen. Sie hat Musikunterricht. Als ich es vor Ungeduld nicht mehr aushalte, schleiche ich mich in den Park. Ich bin geschickt, aufgrund langer, häufiger Übung, und keiner der Wachposten sieht mich.

Man sagt, sie sind weniger geworden, seitdem der neue König regiert. Vater heißt auch im siebzehnten Jahr seiner Herrschaft noch immer der neue König. Der alte, Mutters erster Gemahl Laios, hat tiefe Spuren hinterlassen.

Niemand weiß, wie Laios gestorben ist. Aber alle sollen aufgetatmet haben, als er von einer Reise zum Orakel von Delphi nicht mehr heimkam. Fast alle. Es gibt bis heute eine Laios-Partei in Theben, grimmige, ehrgeizige Männer, etwa in Vaters Alter, die einst für die Leibgarde des Königs ausgebildet wurden. Mit Laios' Verschwinden haben sie ihre Zukunft und ihr Ziel verloren. Ich weiß, dass sie jedes Jahr am Tag der Abreise des alten Königs Gedenkzeremonien abhalten und verlangen, dass Nachforschungen angestellt werden. Jahr für Jahr kommt es dabei zu Unruhen und jedes Mal werden einige von den Laios-Getreuen in den Kerker geworfen. Die meisten Thebaner nennen Vaters Regierungszeit die siebzehn glücklichen Jahre – und wünschen, es mögen noch dreimal so viele folgen.

Wenn ich ein Junge wäre, denke ich, während ich unter Mutters Fenstern entlang schleiche – dicht an die Mauer gepresst, denn wenn ich Abstand hielte, könnte sie mich mit einem Blick entdecken – wenn ich ein Junge wäre und eine mildere Mutter hätte, könnte ich diese Zeit wohl auch glücklich nennen.

Auf einmal stehe ich still. Das Fenster, unter dem ich mich gerade befinde, ist offen. Drinnen höre ich Mutter. Sie ... *fleht*. Das ist unerhört genug, um zu verharren und zu lauschen, trotz des unausdenklichen Schreckens, erwischt zu werden.

„... tu es nicht, ich bitte dich, Herrin, sie sind ja doch unschuldig. Mich allein, mich treffe die Rache. Ich konnte mein Wort nicht halten, ich war zu schwach. Von allem Anfang an war ich zu schwach. Ich hätte Laios widerstehen sollen. Und dir. Und Apoll. Und schließlich Oipidous. Aber ich konnte es nicht. Herrin, glaube mir: Ich habe mich so sehr bemüht. Erbarme dich! Wenn nicht über mich, so doch über die Meinen. Wenn nicht über die Meinen, so doch über das schuldlose Volk!“

Starr vor Erstaunen erkenne ich, dass sie betet. Welche Schuld, welche Schwäche gesteht sie? Vor welchem Übel fleht sie um Schutz? Und welcher Gottheit gibt sie sich, gibt sie uns preis, um Theben zu retten? Einen Herzschlag lang habe ich den Wunsch, durch das Fenster zu klettern. Mutter in die Arme zu nehmen und ihr zu sagen: Alles ist gut. Aber dann kommt das Schlimmste. Auf einmal ist mir, als ob ich ein Lachen höre, laut und schrill, unheimlich kalt und erbarmungslos höhnisch.

„Ich habe dein Wort, Iokaste“, höre ich eine Göttinnenstimme rufen. „Und niemals kommt es leer zu dir zurück. Wehe dir, Iokaste. Wehe dir und den Deinen und deiner elenden Stadt! Lerne am Ende: Die Dunkle Göttin lässt sich nicht spotten!“

Ich falle auf mein Gesicht. Nie habe ich Furchtbareres gehört oder erlebt. Ich träume, denke ich, als der schwarze Pfeil sich in meine Schulter bohrt. Es ist nur ein entsetzlicher Albtraum.

Viele Tage und Wochen lang bin ich krank. Krank, wie ich nie zuvor war und es niemandem wünsche. Im Fieberwahn verfolgt mich das Lachen der Dunklen Göttin. „Wehe!“, schreit sie mir nach. „Wehe, Antigone, es gibt keine Rettung.“ Ich versuche, zu stehen und ihr die Stirn zu bieten. „Warum nicht?“, rufe ich zurück. „Warum sollte es keine Rettung geben? Wenn wir es nur ernsthaft wollen ...!“

„Wollen“, höhnt die Göttin, die ich nicht kenne. „Dein Wille zerbricht, Antigone. Wie viele Tränen erträgst du? Wie viel Schmerz hältst du aus? Wie vielen Toten schließt du die Augen, bevor der Wahnsinn dich packt?“

„Womit sollte ich das verdient haben?“, wende ich ein. Ich weiß, ich muss widerstehen. Sonst wird wahr, was sie sagt. „Ich habe noch nicht viel im Leben getan, weder Gutes noch Böses.“

*Hera, gib mir Kraft!
Kann auch dies einen verborgenen Sinn haben?*

Die Dunkle Göttin ist mir nah. Sie klebt mir im Nacken. Sie bläst Feuer und Eis unter meine Haut.

*Deine Mutter, Antigone ... deine Mutter betrügt dich und mich.
Deine Mutter hat dich verflucht.
Es ist ihr Fluch. Aber du, du wirst getroffen ...*

Die Stimme hallt. Und das Lachen hört nicht auf.

„Mach weiter, Antigone, mein Liebes“, höre ich bisweilen Vaters Stimme an meinem Ohr. „Mach weiter. Kämpfe. Wehr dich. Du darfst nicht aufgeben.“ Ich weiß, er ist da. Ich verstehe, was er sagt. Ich spüre, er hält meine Hand. Aber ich kann mich nicht festhalten. Verzweifelt tauche ich wieder tiefer in meinen Wahn.

„Sie können mir nichts tun!“, schreie ich die Dunkle an. „Ich habe ja längst zugeschlagen!“ Das Lachen ist hemmungslos und triumphierend. „Mein Pfeil steckt tiefer, als du denkst, dummes Ding!“ „Ich werde es überwinden“, behaupte ich. „Mein Vater ist an meiner Seite.“ „Dein Vater!“ Das Lachen zerstört meine Seele. „Gewiss, dein Vater. Dein ahnungsloser, schlafender Vater ...“ Es hört nicht auf.

*Hera, gib mir Kraft!
Warum darf sie mich so quälen?*

Ich schlage um mich und schreie. „Weg! Weg mit dir! Hör auf. Hör auf und lass mich in Ruhe.“

„Ruhig, Antigone, hörst du nicht: ruhig!“ Bisweilen erkenne ich Mutters Stimme und fühle, dass sie mich festhält. „Nimm es hin. Nimm es an. Vielleicht tut es dann weniger weh. Vielleicht geht es dann schneller vorüber.“

Aber, Mutter, mein zweiter Name ist Andreia ...

„Nein, Antigone ... meine Kleine ... halt still.“

Warum hast du das getan, Mutter?

*Mich verloren gegeben ... mich verflucht ...
Warum verfolgst du mich?*

Ich will vor ihr zurückweichen, fliehen und stürze mich tiefer in meinen Wahn.

„Wer sind Sie?“, schreie ich die Dunkle an. „Ich kenne Sie nicht.“ „Frag deine Mutter!“, lautet die Antwort. „Frag Iokaste. Sie sollte mich ... endlich ... erkannt haben!“ „Sind Sie ... meine Mutter?“ „Ich? Deine Mutter?“ *Nun, ja, in gewisser Weise ...* Das Lachen zerschlägt mich wie Hammer und Meißel den Fels.

„Sie sterben alle, Antigone ... nicht auch noch du, bitte, Liebes, nicht auch noch du!“ Vater weint an meinem Lager. „Sie sagen, es sei der Fluch der bösen Tat. Der Geist des Laios verlange sein Recht. Sie sagen, ich muss einen Mord aufklären und einen Frevel ans Licht bringen.“ Ich höre seine Worte. Ich wünsche, ich könnte sie verstehen. Er hält meine Hand. Er streicht über mein Haar. Er betupft mit einem feuchten Tuch mein Gesicht. Mein Gesicht brennt und schmerzt, als ob Nadeln darin stecken. Winzige giftige Pfeile, die Boten des Todes. „Ich will alles tun“, gelobt Vater. „Alles, wenn du nur verschont wirst, mein Liebes. Mädchen, gib mir ein Zeichen.“ „Mutter“, flüstere ich. „Mutter weiß es.“

„Brav, meine Süße, das war brav!“ Die Dunkle Göttin lacht, dass mir der Kopf platzt. „Endlich, endlich geschieht es ... jetzt kommt es in Gang ...“ Sie reißt an meinen Haaren und klopft meinen Rücken. Anerkennung, die weh tut. „Weißt du, was das Beste ist, Antigone?“ Das Lachen lähmt Denken und Fühlen. „Du glaubst zu helfen ... Er glaubt zu helfen ... Selbst Iokaste, selbst Iokaste hat immer geglaubt, alles retten zu können!“ „Das ist der Sinn!“, flüstere ich. „Der einzige Sinn allen Handelns.“

*Hera, gib mir Kraft!
Gib mir Kraft, nicht zu verzweifeln!*

„Unsinn!“, fährt mir die Dunkle über den Mund. „Ihr rettet nichts. Ihr bahnt dem Verderben den Weg, besser und bequemer, als ich es je vermocht hätte.“ Sie kichert in sich hinein. „Brav, meine Süße, wirklich brav ...“

„Ich will es wissen“, höre ich Vater sagen. „Was ist damals geschehen? Warum ging König Laios weg und warum kam er nicht wieder?“ Ich höre Mutter schweigen. Sie sitzen beide an meinem Lager, ungeduldig Vater, Mutter untröstlich. Zutiefst verzweifelt alle beide. „Warum hast du mir geholfen, als die Sphinx mich fragte?“

Dein Schwert war noch rot von Laios' Blut.

Ich werfe mich hin und her. Ich rufe die Dunkle. Ihr Lachen wäre leichter zu ertragen als das, was Oidipous und Iokaste einander sagen werden.

„Was ... hast du gesagt?“ „Dein Schwert“, antwortet Iokaste. „Ich sah es. Und ich begrüßte es.“ „Du hast es ... die ganze Zeit ... gewusst?“ Vater kann es kaum glauben. Mutter schweigt.

Und ich wusste noch mehr ...

„Ich ahnte ja nicht, dass es Laios war ...“, sagt Vater. „Mach dir darüber keine Sorgen“, sagt Mutter kühl. Vater nimmt die Kitaira, die er spielt, wenn er traurig ist. Er erzählt von dem Tag, der, wie er erst jetzt weiß, sein Leben verdarb.

Der Junge versucht, die Schmerzen, die er fühlt, mit Zukunftsträumen und Ehrgeiz zu betäuben. Wenn ich also nicht zurück kann, sagt er sich, dann gehe ich eben vorwärts.

*Vorwärts ist die richtige Richtung,
wenn man jung ist und ungebunden.*

Er wird noch eine weite Wegstrecke hinter sich bringen müssen, bevor er sich selbst Glauben schenken kann, aber er weiß, einmal wird es gelingen. Einmal wird er nicht mehr an Merope denken, die beste Mutter, die sich ein Junge wünschen kann, oder an den ebenso mächtigen wie gütigen König Polybos von Korinth.

„Den dummen Jungen, die dich auslachen, sei dankbar, mein Sohn“, hat der König ihm sein Leben lang eingeschärft. „Schmeichelei macht weich und überheblich. Neid und Spott aber machen hart und zäh.“

Dass ihr Sohn hinkt, hat weder die Mutter noch den Vater je gestört. Oidipous ist sich stets angenommen und geliebt vorgekommen. Und doch hat er das bösartige Gerede der anderen am Ende nicht mehr ertragen. Ob einer, der nicht einmal richtig laufen könne, tatsächlich zum künftigen König von Korinth geboren sei, fragen seine Altersgenossen von Jahr zu Jahr lauter. Bis er sich entschlossen hat, den Beweis zu erbringen, einen unumstößlichen Beweis, den Spruch des Orakels in Delphi, den niemand anzweifeln kann.

Hätte ich es nicht tun sollen?, fragt er sich, als er Apollons Heiligtum wie ein Fliehender hinter sich lässt. Was, wenn ich nicht gefragt hätte?

Mein Sohn, du wirst deine
Mutter lieben, wie du nicht sollst,
und deinen Vater trotzig erschlagen.

Eine schrecklichere Antwort kann es nicht geben. Er ist sich bewusst, dass er Merope ungewöhnlich innig liebt, aber er hat nie etwas Anstößiges daran gefunden. Und dass er bisweilen mit Polybos über die Besteuerung der Bauern streitet, ist ihm nie unheilvoll vorgekommen.

*Trotz, Vater?
Trotz, der zum Mord führt, zum Vatemord?
Kann es so weit kommen?*

Gegen seinen Willen erinnert er sich an die hässliche Szene, die sich an einem heißen Nachmittag bei den Stallungen der Burg abgespielt hat. Oidipous hatte eine Magd dabei erwischt, dass sie heimlich geritten war. Er stellte sie zur Rede und fand, dass sie schön genug sei, die Schuld mit einigen Küssen zu bezahlen. Sie weinte aber und wehrte sich und auf einmal war König Polybos hinzugekommen und hatte das Mädchen vor dem eigenen Sohn in Schutz genommen.

Gewiss, Vater, da ballte ich Fäuste gegen dich. Aber ich hätte doch nie ... Zugegeben, die Wut war groß genug und der Wille ... ohne Besinnung ...

Das Orakel hat es gesagt. Es sagte, ich könnte ... und ich würde ... Ich kann nie wieder nach Hause. Ich will weder mich noch die Meinen in Gefahr bringen. Es gibt kein Zurück.

So reitet er vorwärts, Stunde um Stunde, ohne ein Ziel. Und wenn Apoll gar nicht da gewesen ist?, fragt er sich auf dem Weg. „Wenn seine Priester das Orakel verkündeten, ohne dass der Gott zu ihnen gesprochen hätte? Es ist allgemein bekannt, dass das vorkommt. Dann hätten die Priester Harmloseres verkündet, sagt ihm sein Verstand. Niemals etwas so unerhört Schreckliches.

Es gibt kein Zurück und der Weg führt vorwärts.

Als die Mittagshitze zu brennen beginnt und der enge, staubige Weg vor ihm in der Sonne flimmert, hört er vor sich Hufgetrappel und Peitschenknallen. Ein Wagen scheint sich zu nähern, ein Wagen in atemberaubender Geschwindigkeit. „Ausgerechnet hier!“, ruft Oidipous verärgert. Denn der Weg führt zwischen schroffen Felswänden hindurch und bietet keine Ausweichmöglichkeit. Der Junge lässt seinen Rappen schneller laufen. Er hofft, weiter vorn eine geeignetere Stelle für die Begegnung zu finden. Da ist der Wagen schon in Sicht. Ein dunkler Mann im roten Mantel führt die Zügel. Er ist allein. „Aus dem Weg, Junge!“, schreit er schon von weitem und schwingt die lange Kutscherpeitsche. Sein Zugpferd ist hell und schwer.

Sein Auftreten reizt den Jungen unversehens. Er spornt sein Pferd an. „Vorbei“, flüstert er in die aufmerksamen Ohren des temperamentvollen Tieres. „Wir wollen vorwärts.“ Die beiden Pferde preschen in unvermindertem Tempo aufeinander zu. Der Rappe hat die besseren Nerven. Das Wagenpferd bäumt sich plötzlich auf. Dann steht es und mit ihm der Wagen. Oidipous zügelt endlich seinen Galopp und nahe beim Wagen verharrt der schwarze Hengst wie eine Statue.

„Was fällt dir ein?“ Der Mann im roten Mantel ist abgesprungen und packt den Rappen am Zügel. „Platz für den König!“, befiehlt er. „Ich muss nach Delphi.“ „Dann bist du auf dem richtigen Weg“, sagt Oidipous und bleibt reglos im Sattel. „Lass los, ich reite vorbei und du kannst weiter. Wo liegt das Problem?“

„Deine Frechheit ist das Problem, Anmaßender!“, ruft der Rote und lässt seine Peitsche auf den Oberschenkel des Reiters knallen. Oidipous fängt die Geißel in der Luft. Er hält fest und zieht. Der Angreifer, der nicht los lässt, wird zugleich mit seiner Peitsche nah an die Seite des Rappen herangezogen. „Du willst ein König sein?“, knurrt Oidipous. „Geh zu Polybos von Korinth und lerne, wie sich ein König beträgt!“

Er hat den Fremden unterschätzt. Mit einer raschen Bewegung, der die Wut Kraft und Schwung verleiht, reißt er den Jungen vom Pferd. Er stürzt sich auf ihn. „Na warte, *Sklave!*“, schreit der Mann. „Ich lasse dich Staub schlucken, wie es sich gehört für einen Wurm wie dich!“ Oidipous entwindet sich ihm und kommt auf die Füße. Beband vor Zorn zieht er sein Schwert. „Wenn du kämpfen willst“, sagt er rau, „dann kämpfe, wie es sich unter Edlen geziemt.“

Der Fremde erhebt sich langsam und klopft Staub von seinem roten Mantel. „Kämpfen?“, zischt er. „Wozu kämpfen? Ich jage dich wie einen Hund.“ Er hat noch immer die Peitsche. Er holt aus und lässt sie knallen. Oidipous macht einige rasche Schritte rückwärts und weicht aus. „Sieh da!“, ruft der Fremde spöttisch. „Ein Hinkefuß!“ Da verliert Oidipous die Beherrschung. Er wirft sich jäh nach vorn und sein Schwert fährt dem Gegner in den Leib.

Röchelnd bricht er zusammen. Gekrümmt fällt er zu Boden und sein Blut färbt den Staub des Weges. Sobald der Junge sieht, was er angerichtet hat, kommt er zur Besinnung.

„Herr!“, ruft er bestürzt und beugt sich über sein Opfer. „Kann ich Ihnen helfen?“ Der Verletzte schlägt die Augen auf und sieht ihn hasserfüllt an. „Ein Hinkenfuß wie du“, bringt er heiser hervor, „wollte einmal mein Sohn sein. Ich aber ... warf ihn ... den Geiern ... zu Fraß vor ...“ Mit einem Fluch auf den Lippen stirbt er. Oidipous hüllt den Toten in seinen Mantel und setzt ihn auf den Wagen. Dann gibt er dem Pferd einen Klaps und sagt: „Nach Delphi.“ Als er später langsam weiterreitet, begegnen ihm die Diener des toten Mannes und er beginnt zu ahnen, dass er tatsächlich einen König erschlagen hat.

Ein Hinkenfuß wie du ... Ich höre die Dunkle Göttin wieder lachen. „Pass auf, Süße“, flüstert sie mir zu. „Gleich wird es dämmern ...“ „Nein!“, schreie ich. Aber niemand hört mich. Ich öffne die Augen und sehe meine Eltern neben dem Lager sitzen. Aber sie sehen mich nicht.

Vater hat seine Hand vor den Mund geschlagen. „Hast du Laios ... jemals ein Kind geboren, Iokaste?“ Mutter zieht eine Haarnadel aus ihrem Knoten und lässt das schwarze Haar wie einen Schleier vor ihr Gesicht fallen. „Es war ein kleiner Junge“, sagt sie leise. „Sein Knöchel war verrenkt und er weinte.“ „Und Laios hat ihn ... getötet?“, fragt Vater.

Sag ja, Mutter, sag ja!

Die Dunkle Göttin lacht mich aus. Mutter schweigt wieder. „Wegen eines verrenkten Knöchels?“, fügt Vater leise und schmerzlich hinzu. „Nicht nur“, sagt Mutter. „Laios fürchtete einen Spruch des Orakels in Delphi ...“ „Noch ein Orakel?“ Vater ist aufgesprungen und umklammert Mutters Schultern. Er ist viel stärker als sie. Ich höre sie ungewollt aufschluchzen. Er muss ihr sehr wehtun in seinem Schmerz. Aber sie wehrt sich nicht. „Dasselbe Orakel“, sagt sie, beinahe tonlos.

Der Sohn, den Laios von Iokaste ertrotzt,
wird seine Mutter lieben, wie er nicht soll,
und seinen Vater trotzig erschlagen.

„Er hat ihn *getötet!*“, wiederholt Vater. Es ist der einzige Halt, an den er sich klammern kann, außer an Mutters Schultern. Sie aber ... sie nimmt ihm beides. Sie steht auf und sieht auf ihn herab. „Laios ließ das Kind aussetzen“, sagt sie. „Es könnte auch ... überlebt haben.“ „Vater! Mutter!“, rufe ich laut. „Vergesst es!“

Blumen

„Was man besser vergessen sollte, vergisst man nie“, höre ich die Stimme des Mädchens an meiner Seite. Sie erhebt sich und geht langsam durch ihr Zimmer. Ihre Hände streichen sanft über den Kopf jeder Blume, an der sie auf ihrem Weg vorbeigeht. Sie stehen in Vasen und Krügen, Frühlings- und Sommerblumen, in allen Farben und Formen. Man könnte meinen, man sei zurück auf dem Olymp. Man könnte hoffen ... Aber allein die Erinnerung an meine Qualen nimmt mir den Mut.

*Das ist die Unterwelt, nichts als die Unterwelt.
Trotz allem schönen Schein.*

„Sie betrügen sich selbst“, sage ich steif. Das Mädchen neigt den Kopf. „Ich weiß“, gibt sie unumwunden zu. „Es ist besser als zu verzweifeln, nicht wahr?“

Vergesst es, habe ich meine Eltern damals beschworen.

„Das dachte ich auch“, gestehe ich widerwillig. Ein neuer, schrecklicher Gedanke bringt mich dazu, aufzuspringen und mich in eine Erinye zu verwandeln. „Aber Mutter,“ schreie ich, „Mutter hat niemals vergessen!“ Nach dem, was ich inzwischen weiß, hat sie den Zusammenhang nicht erst damals an meinem Krankenlager erkannt. Sie hat ihren ersten Sohn niemals verloren gegeben. All die Jahre an Laios' Seite hat sie gehofft, dass der Orakelspruch wahr wird und dass der Sohn ... den Vater ...

All die Jahre an Vaters Seite hat sie gewusst, dass er Laios erschlug. All die Jahre hat sie gewusst, dass er ihr Sohn ist. „Was ist mit den Kindern?“, rufe ich verzweifelt. „Was war mit mir und Ismene, mit Eteokles und Polyneikes ...? Konnte Mutter denn ... sehenden Auges ... Söhne und Töchter empfangen ... von ihrem eigenen Sohn ...?“ Mich schaudert. Ich habe glauben wollen, dass die jähe Erkenntnis gerade dieses Frevels sie umgebracht hat. Weder jäh noch Erkenntnis ...

*Sie hat es gewusst.
Nicht nur gewusst.
Gewollt.*

„Ist das der Fluch der Dunklen Göttin?“, frage ich das Mädchen, das bei mir ist. Ich füge den Namen hinzu, den ich damals nicht kannte. „Hekate?“ Sie sieht mich lange an, mit ihren arglosen, freundlichen Augen, die denselben Ausdruck haben wie die Augen meiner Schwester. Ich sehe darin, dass sie viel mehr ist als ein Mädchen. Sie ist eine Frau und eine Königin. Sie hat lieben müssen, den sie nicht liebte, und verlassen, woran ihr Herz hing. Um ... dies ... zu gewinnen. Ein blumengeschmücktes Zimmer in einer gänzlich kalten, schwarzen Welt. An der Seite eines kalten, schwarzen Herrschers.

„Königin Persephone“, flüstere ich und falle vor ihr auf die Knie. „Geben Sie mir ... geben Sie mir ... meine Mutter wieder!“ Die Königin der Unterwelt zieht mich energisch auf die Füße und hält mich an den Armen. „Wirst du ihr denn verzeihen, Andreia?“, fragt sie streng. „Verzeihen? Ich? Mutter?“ Ich sehe sie an und durch sie hindurch in das kühle, starre Gesicht Iokastes. „Nein. Nie“, sage ich impulsiv.

Die Hände der Göttin fassen fester zu. „Hast du denn nicht verstanden, was du herausgefunden hast, Andreia?“, fragt sie. „Bist du vollkommen vergebens bei Apoll und Artemis gewesen? Haben der Sturz in den Tartaros und die Begegnung mit der Sphinx und mit Python dir überhaupt nicht zu denken gegeben?“ „Und wie!“, rufe ich störrisch. „Sie haben Mutters Bild zusätzlich getrübt und befleckt, über alles hinaus, was ich selbst gegen sie hatte!“

*Mutter, die für fremde Männer tanzte. Die Laios ihr Lager verweigerte und ihn dann doch verführte ... die der Göttin den Sohn abhandelte, den sie niemals hätte bekommen sollen.
Mutter, die den eigenen Sohn heiratete und ihn überdies mit einem Fremden betrog ...*

Persephones Hände sind wie Zwingen. Sie pressen mich aus wie eine noch unreife Frucht. „Deine Mutter war meiner Nichte Artemis lieb und wert wie eine Tochter“, sagt sie leise. „Umso schlimmer“, schreie ich, „dass Mutter es dennoch nicht einmal schaffte, ohne Männer zu leben. Männer, selbst außerhalb der Ehe!“

Persephone sieht mich wieder lange an. „Jetzt bist du wahrlich Heras Dienerin“, sagt sie mit einem traurigen Lächeln. „Aber denkst du nicht daran, dass diese ... *Ehebrüche* ... verhindern konnten, dass sie ... *eheliche* Kinder bekam, die sie nicht bekommen sollte?“ Sie lässt meine Arme los und zieht mich in eine Umarmung. „Das Kind, das den eigenen Vater tötet? Und Kinder ihres eigenen Sohns?“

Ich ringe um Atem. Allmählich nur, wie einzelne Sandkörner durch die Taille einer Sanduhr rieseln und sich zögernd türmen, bis alles hindurchgelaufen ist, verstehe ich, was die Göttin meint. Ich baue mir aus den Bruchstücken, an die ich mich erinnere und die mir andere gezeigt haben, eine neue Geschichte zusammen. Ich sehe die weißen Nelken, die auf einem runden Tisch in der Mitte von Persephones Zimmer stehen.

Mutter war gezwungen, Laios zu folgen, Laios, den sie hasste. Wie muss sie das Orakel begrüßt haben!

Der Sohn, den Laios von Iokaste ertrotzt,
wird seine Mutter lieben, wie er nicht soll,
und seinen Vater trotzig erschlagen.

Es bedeutete ja, dass Laios nicht wagen konnte, ihr nahe zu kommen. Du hättest mich nicht berühren sollen, hat Iokaste gesagt. Du hättest mich nicht reizen sollen, sagt Laios.

*Tat sie das?
Oder reizte ihn lediglich ihre Schönheit?*

Ich erinnere mich an Apollons Lied. Musste sie ihn reizen, damit er das Kind, das sie von einem anderen erwartete, für ehelich hielt?

*Das Kind von einem Anderen?
Nicht von Laios ...?*

Ich sehe die gelben Schwertlilien neben der Liege, auf der ich erwacht bin. Als das Kind empfangen war, verlangte Laios, es müsse ein Mädchen werden. Iokaste aber betete um einen Sohn. Sie fürchtete den Orakelspruch nicht. Sie hoffte, ihn zu beherrschen, flüstert die Göttin mir zu. Die helle oder die dunkle. Ich kann sie wieder nicht unterscheiden.

*Iokaste wollte die Rache.
Die allzu nahe Liebe ihres Sohnes hoffte sie abzuwehren.*

Denke ich. Ich sehe die roten Rosen auf dem Ständer neben der Tür. Iokaste erkannte den Sohn und sie rettete ihn vor der Sphinx. *Verzichte, Oidipous*, höre ich sie, im Angesicht der Sphinx, wieder sagen. Verzichte auf Theben und auf die Königin, die du nicht liebst. Flieh und komm nie wieder. Dann wirst du leben. Sie sprach, als liege ihr an dem Jungen. Und doch schien sie ihn nicht zu begehren.

Ja, sehe ich, so war es. Sie musste ihn heiraten, ihn, den sie um keinen Preis zum Vater ihrer Kinder wollte. Ob sie mit ihm gesprochen hat? – Höre, Oidipous, ich kann nicht dein Lager teilen. Ich bin alt und du bist jung. Ich will dir aber Kinder schenken, Kinder von einem geheimen Anderen ...

*Und wir wären ... wir alle wären ...
die Kinder eines ... anderen Vaters?*

Ich halte mich am Türrahmen fest und starre in den engen Kelch einer der Schwertlilienblüten. Aber es ging nicht, wie sie es wollte ... Iokaste beherrschte den Orakelspruch nicht. Sie war zu schwach.

*Oh ja, Herrin Persephone, ich erinnere mich.
ich erinnere mich an das, was ich vergessen will.*

Iokastes Gebet an die Göttin, die Dunkle, die sie ... vielleicht wie ich ... nicht von der hellen unterscheiden konnte. Von allem Anfang an war ich zu schwach, hat sie gebetet. Ich hätte Laios widerstehen sollen. Und dir. Und Apoll. Und schließlich Oipidous. Aber ich konnte es nicht. Herrin, glaube mir: Ich habe mich sehr bemüht ...

Und dann, was sie dem geheimnisvollen Anderen auf den Stufen des Tempels der Artemis anvertraute: Ismene kommt nach dir. Eteokles auch, wie mir scheint. Bei Polyneikes habe ich Zweifel. Aber Antigone ...

*Aber du hast doch niemals, niemals das Lager mit ihm geteilt ...
Ich war ... nicht immer ... die Herrin meines Lagers ...*

„Wer, Herrin?“, keuche ich. „Wer ist der Andere?“ Ich habe ihn ja gesehen, ihn, den Hellhaarigen, den Ruhigen und Zärtlichen. Wie er sie hielt, ohne sie zu drängen, ohne ihr weh zu tun. Sacht.

*Wie sonst nur Meny ...
Damals, am Anfang ...*

„Warum lässt du mich aufstehen?“, fragt das Mädchen mit den Augen aus matter Jade. Der Junge hat sie im Schlaf überrascht. Er ist in die Höhle zurückgekehrt und hat sie auf ihrem Lager gefunden. Er hat sie betrachtet, bis sie von seinen Blicken erwacht ist. Sie liegt auf dem Rücken und die rote Haarflut umfließt Gesicht, Hals und Schultern. Das Gesicht ist vernarbt und verbrannt und die Spuren darin sagen ihm alles.

*Sie hat gekämpft und verloren.
Sie ist krank, verlassen und tief verletzt.
Aber noch immer will sie sich nicht abfinden.*

Als sie erwacht, erschrickt sie und schlägt um sich. Er hält sie fest, bis sie still liegt. Dann hilft er ihr auf und bittet um einen Becher Tee.

Warum lässt du mich aufstehen?

„Ich muss mir ... Liebe ... nicht erkämpfen“, sagt er und lächelt herausfordernd. „Du meinst: wenn ein Junge ein Mädchen zu Boden drückt und ihr tut, was sie nicht will, ist das Liebe?“, fragt sie langsam, während sie das niedergebrannte Feuer schürt und ihm neue Nahrung gibt. „Nein“, sagt er und hockt sich neben sie. „Gerade das glaube ich nicht.“ Sie sieht ihn an und nickt. „Ich auch nicht“, sagt sie knapp.

„Es ist aber auch nicht Liebe, wenn ein Junge und ein Mädchen einander zugesprochen werden, obwohl sie sich kaum kennen, und wenn man ihnen dann ein gemeinsames Lager bereitet, obwohl sie kein Verlangen nacheinander haben“, sagt er später und nippt an dem heißen Kräutergetränk, das sie ihm bereitet hat. „Nein“, sagt sie und lächelt, als er sich die Zunge verbrennt.

„Ich bin nicht schön genug, dich zu verlocken“, sagt sie, als er ihr auf ihrer Flöte ein Liebeslied vorgespielt hat. Wie der Hirte Endymion die Seele der Mondgöttin fesselte. „Es ist nicht Schönheit, keine Spuren zu tragen“, sagt er und kommt näher. „Es ist Schönheit, wenn die Augen sprechen ... wie bei dir ...“ Er hebt die Hand und streicht ihr sacht über die Augen. „Es ist Schönheit, wenn das Gesicht verrät, was war.“

Er fährt fort, sie zu streicheln. Dann legt er beide Hände um ihr Gesicht und nähert seinen Mund ihren Lippen. „... und was geschehen kann“, sagt er. „Du bist die Schönste, ... Andreia“, flüstert er und küsst sie. Sie hält still. Denn er kennt ihren zweiten Namen, den sie ihm niemals gesagt hat.

Persephone betrachtet mich aufmerksam und ich merke, dass ich unversehens lächle. Vielleicht sogar weich. „Verzeihst du ihr?“, fragt sie wieder. Ich werde ernst und erinnere mich an unser Gespräch. Über Mutter.

Ich sehe die bunten Streublumen, die auf das Tuch von der Liege gestickt sind. Blumen für ein kleines Mädchen. Ein Mädchen, wie es Persephone einmal war. Und ich. Irgendwann. „Nein“, sage ich leise. „Ich glaube nicht.“ Und ich verliere mich in meiner Geschichte.